Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buc

29. Kaufi

L. o. germ.
1944 e (3
27,682

Raimund

2/6 32

Zweimal vermählt.

Zweimal vermählt.

Roman

von

Golo Raimund.

Landauer'sche Leihbibliothek Speyer

Dritter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von August Grimpe in Hannover.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XIV.

Wenn die Zeit in ihrem gewaltigen Strome das Bestehende hinabreißt und Neues heraufbringt, Schöneres, Vollkommeneres, Veredeltes, wenn wir unser Auge an den ewigen Wechsel in der Natur, an das Vergehen und Entstehen so sehr gewöhnt haben, daß wir es ohne Erstaunen wahrnehmen, so schenken wir leicht voll Selbstbefriedigung den Verschönerungen und Verbesserungen unsere Aufmerksamkeit, die Menschengeist und Menschenfleiß hervorgebracht hat.

Wenn wir nach vier Jahren die Straße betreten, in welcher das Roßdall'sche Haus liegt, so sehen wir uns vergebens nach dem alten grauen Steinbau um, wir sehen nur eine Reihe theils zierlicher, theils stattlicher Bauten, und erst die Messingplatte mit dem Namen „Roßdall und Schneidler" auf der schweren geschnitzten Eichen-

thür des prächtigsten der neuen Gebäude zeigt uns, daß hier wohl die Stelle ist, wo einst das alte Haus stand.

Groß und stattlich ist es, die Froute erweitert, nach beiden Seiten eine reiche Façade mit hohen und glänzenden Spiegelscheiben, und wenn wir einen Blick mit dem Eintretenden in das Innere werfen, lassen ein hohes und prächtiges Vestibül, ein schön verziertes Treppenhaus auf den Reichthum und den Geschmack des inneren Baues schließen.

Aber still ist es, todtenstill; nur die im Parterre liegenden Comtoirzimmer, deren Thüren häufig, aber geräuschlos in den Angeln sich drehen, zeigen den Verkehr des Hauses an; die teppichbelegten Stufen der breiten Treppe, durch deren gemalte Fensterscheiben die Sonnenstrahlen bunte Lichter werfen und ein lebhaftes, aber ebenfalls geräuschloses Spiel treiben, werden von den unten verkehrenden Personen nur selten betreten.

Wir aber, wir sind alte Bekannte, wir treten ein, unangemeldet, und finden deshalb den Herrn des Hauses ohne Zwang dem Augenblicke und der augenblicklichen Stimmung hingegeben. Ein

einfaches Gemach ist es, wo wir ihn treffen, auffallend contrastirend mit der gediegenen Pracht des übrigen Hauses, gleichsam eine Zuflucht für den einfachen Sinn, der Richard Roßdall stets eigen war. Kein Möbel, kein Bild, kein Zierrath, uns aus früherer Zeit bekannt, begegnet unserem Auge, fremd Alles, selbst der Zug von träumerischer Weichheit, der auf Richards strengen Zügen lagert.

Er mochte lange so gesessen haben, als wir hier ungesehen eintraten; auf seinem Gesicht lag die Ruhe einer lang andauernden Stimmung, mochte sie auch trübe sein.

Nach einer Weile öffnete sich leise die Thür, eine alte Frau mit runzlichem, aber freundlichen Gesicht, von weißem Haar und einer weißen Haube umrahmt, trat herein und machte sich hier und da zu schaffen, offenbar mit dem Wunsche, die Aufmerksamkeit des Herrn zu erregen, der, den Kopf gestützt, die Straße entlang sah, sicherlich ohne etwas von dem zu bemerken, was draußen vorging. Ihre Absicht erreichte übrigens die Alte, denn nachdem sie hier und da einen Stuhl gerückt, einen Fenstervorhang zurückgeschoben oder

ein Buch auf eine andere Stelle gelegt hatte, wandte er den Kopf nach ihr hin.

„Was wolltest Du, Regine?“ fragte er mit dem Ernst früherer Tage, dem dennoch eine gewisse Weichheit beigemischt war.

„Ich wollte Sie daran erinnern, Herr Roßdall, wie schön es draußen ist, wie mild und warm; gar nicht wie ein Herbsttag, wie voller Sommer.“

Er nickte gleichgültig und sah wieder die Straße entlang.

„Und ich meine“, fuhr die alte Frau fort, „wenn die vom Himmel droben den Menschen auf der Erde so warme, schöne Grüße senden, so sollen sie sich deren freuen und sie annehmen.“

Richard Roßdall seufzte tief auf und legte beschattend die Hand über die Augen, als wolle er vorsorglich verhindern, daß auch nur das leiseste Zucken in seinen Zügen beobachtet werde. „Es ist die Sonne früherer Tage“, sagte er nach einigen Minuten des Schweigens, „und Du wolltest sagen, glaube ich, das Einzige, was davon geblieben ist! Denn alles Andere um mich her ist doch verändert, keine Stelle, auf der ihr Fuß geruht, kein Gegenstand, der ihr lieb gewesen ist, nichts, was

den Geist ihres Schaffens athmet. Alles fremd, eine Welt, der sie nicht angehört hat."

„Ihre Welt war Ihr Herz", erwiederte die alte Frau mit einfacher Logik.

„Und die meinige? Die meinige ist versunken, wenn es ihre Liebe war!" rief er leidenschaftlich.

„Wenn Ihnen einen Augenblick Frau Roßdall's liebes, gutes Gesicht zulächeln könnte, so würden Sie sehen, daß Sie irren", sagte die Alte ruhig.

„Ja, wer in ihre Augen sehen könnte! Ich denke mir, auch der Zweifler müßte an ihre Vergebung glauben", sagte er tief aufathmend. „Aber als sollte ich in gerechter Vergeltung meines Zweifels und meiner Strenge mich quälen von einem Tag zum andern, so ist mir selbst der Trost ihres lieben Bildes genommen. All diese Pracht und dieser Luxus um mich her, die meines Kindes Leben schmücken und erheitern sollen, wenn es dereinst Geschmack und Verständniß dafür hat, wenn glückliche und vertrauende Liebe hier wieder wohnt — mir macht sie keine Stunde froh, aber wenn ihr Bild beschwichtigend auf mich herunter blickte, könnte dieser stille Raum mir Tempel und Palast zugleich, ein Stück meiner versunkenen Welt werden."

Die Alte ſtand in Gedanken. „Es kam zu ſchnell, Herr Roßdall, zu ſchnell, wer hätte daran gedacht, ein Bild zu retten, wer hätte daran gedacht, daß Frau Duferrier grauſam das ihrige zum Copiren verweigern würde.“

„Sie beſitzt es nicht“, ſagte er entſchieden, „darin glaube ich ihr.“

Die alte Frau machte eine ungläubige Miene, ſeltſamer wie die fremde Umgebung mußte dem, der Haus und Menſchen ehedem kannte, die Wandlung der Gemüther auffallen; Richard war es, der glaubte und entſchuldigte.

„Warum denn, wenn Frau Duferrier Ihnen den Troſt gönnt, zeigt ſie ſo wenig Theilnahme für Sie und Felix, daß ſie nie wieder nach dem Kinde ihrer Schweſter geſehen hat? Warum ſaß ſie nicht ſelbſt zu dem Bilde, was Sie ſo heiß ſich wünſchen? Es würden ſo genau Frau Roßdall's Züge ſein und zu dem armen Kinde da unten könnte man dreiſt ſagen: „Siehe, das iſt Dein Mütterchen.“

Er erhob ſich mit einer ſchnellen und abwehrenden Handbewegung und ging unruhig im Zimmer auf und ab. „Nein, o nein“, ſagte er,

„mir wären es die Züge niemals, mir brächten sie nicht Frieden, noch Vergebung, und Felix soll sehen mit meinen Augen und fühlen mit meinem Herzen. Anders ihr Lächeln, anders ihr Blick, anders ihre Seele! Lieber kein Bild haben für das Kind, als ein unrichtiges.“

Er setzte nach einigen Gängen durch das Gemach sich wieder auf den Platz am Fenster und nahm seine vorige Stellung wieder ein, und die alte Dienerin, deren Absicht, ihn seinen trüben Gedanken zu entreißen, gescheitert war, wagte nicht, das Gespräch wieder aufzunehmen, sondern dachte auf eine wirksamere Hülfe und Zerstreuung.

Sie verließ das Zimmer und ging in den angrenzenden Raum, dessen Fenster nach dem Garten gingen. Auch dieser hatte eine Umwandlung erfahren; die alten Bäume, deren Zweige früher vor dem Fenster nickten, waren verschwunden, der Raum war sonniger, freier und an dem Hause und den angrenzenden Mauern zog sich wilder Wein herauf, dessen rothe Ranken in dem milden Herbstwinde schaukelten. Nur der große Kastanienbaum in der jenseitigen Ecke war ge-

blieben, sonst ersetzten dichte Gebüsche und Orangenbäume in mächtigen Kübeln die Linden, die einst hier standen, und Beete voll bunter Herbstblumen und sammetweicher, kurzgeschorener Rasen machten den Raum, der hinter der erweiterten Façade des Hauses ebenfalls breiter geworden war und auch in der Tiefe sich ausdehnte, wunderbar hübsch.

Eine lärmende Kinderschaar tummelte sich auf dem Rasenplatz, die helle Commandostimme des kleinen Anführers tönte hinauf zu dem Fenster, wo die alte Regine stand und mit Stolz in das glühende, aufgeregte Gesicht und die blitzenden Augen des jugendlichen Befehlshabers sah. Das heroische Commando, was die Wichtigkeit seines Amtes erheischte, verstummte indessen beim ersten Rufe der alten Frau, er warf den Degen hin und kam zu ihr gelaufen.

„Was soll ich, Regine?“ fragte er.

Sie betrachtete aufmerksam einen Augenblick das schöne, lebensfrische Gesicht; waren die festgeschlossenen Lippen und der leise Zug von Trotz, der darum sich lagerte, auch ein Erbtheil vom Vater, mit Veronika's schönen, mildglänzenden Augen schaute das Kind in die Welt, und wie

die alte Frau ihn in diesem Augenblick prüfend auf die Aehnlichkeit betrachtete, schlichen ein paar Thränen die runzelige Wange herab.

„Warum weinst Du, Regine, wer hat Dir etwas gethan?“ fragte er erstaunt.

Sie legte den Finger auf den Mund und zog ihn leise heran. „Niemand, Felix, ich bin nur betrübt, weil der Papa traurig ist. Sieh, er möchte ein Bild von der lieben Mama haben, von der ich Dir immer erzähle und Niemand kann es ihm geben, aber Du siehst aus wie sie. Nun geh hinein zu ihm, daß er Dich ansieht und dann laß die Kinder heute gehen und nimm den Papa mit Dir hinaus. Du bist nun schon groß, und wenn man acht Jahre alt ist, soll man auch gescheidt sein. Der Papa soll nicht merken, daß Du ihn holst, er muß denken, daß er Dir einen Gefallen thut.“

„Dann lüge ich ja“, sagte der Knabe, der Richards Auffassungsweise hatte.

„Mein Gott“, seufzte die Alte erschrocken und doch erfreut, „wie ist er sein Kind! Du lügst nicht, Felix, wenn Du thust, als ob der Papa Dir einen Gefallen erzeigte, es ist Dir doch wohl

lieb, daß Du so klug und vernünftig bist, daß er gern mit Dir geht?“

„Gewiß“, sagte der Knabe beruhigt. „Aber, Regine, eigentlich möchte ich doch lieber ihm einen Gefallen thun.“

„Ein andermal, Felix, heute thust Du Deinem Mütterchen einen, wenn Du klug genug bist, den Papa dort herauszulocken aus dem Zimmer und recht lieb und fröhlich mit ihm redest.“

Der Knabe nickte und Frau Regine machte sich nach der ertheilten Instruction eilig aus dem Staube. Aber Felix, statt gleich nach dem Vater hineinzugehen, besann sich eines Besseren; mit einem Sprunge war er gegenüber in der Kinderstube und kam mit einem Blatt Papier in der Hand zurück.

Als er bei seinem Vater eintrat, erwachte dieser aus seinem tiefen Sinnen und streckte ihm die Hand entgegen. „Hast Du Dich müde gespielt, Felix?“

„Müde nicht, aber ich möchte nun bei Dir sein, Papa. Ich schenke Dir etwas, etwas Schönes“, sagte er, die Hand, die das Blatt Papier gefaßt hielt, auf den Rücken haltend, „und ich

gebe es Dir, wenn Du mir verſprichſt, daß Du noch ein wenig mit mir in den Garten kommſt."

„Das thue ich auch auf Deine einfache Bitte, mein kleiner Felix", erwiederte er.

„Aber geſchenkt nimmſt Du doch gern etwas, nicht wahr, Papa? Du haſt es Dir ja ſo ſehr gewünſcht, ſagt die Regine, und ich will es Dir ſo gern geben."

Er zog das Blatt hervor und gab es dem Vater hin — es war ein hübſches Aquarellbild, meiſterhaft gemacht, ein kindlich ernſtes Madonnenbild. Das Kind hielt den Blick voll triumphirender Freude feſt auf den Vater gerichtet, aber der Eindruck, den es von dem Geſchenk gehofft hatte, ſchien ſeiner Erwartung ſo wenig zu entſprechen, daß es etwas erſchrocken zurücktrat. Richard war nach dem erſten Blicke, den er darauf geworfen hatte, emporgefahren, er war todtenbleich geworden und ſeine Rechte ſtützte ſich bebend auf das Fenſterbrett.

Der Knabe hatte ſeinen Vater, der ſonſt ſeine Selbſtbeherrſchung nicht verlor, noch niemals ſo geſehen, er ging ängſtlich der Thür zu, und nur der unbedingte Gehorſam, an den er gewöhnt

war, vermochte ihn, auf den stummen Wink, der ihm zu Theil wurde, stehen zu bleiben.

„Wer, wer gab Dir dies Bild, Felix?“ fragte Richard nach einer Pause mit unsicherer Stimme, aber unter dem sichtlichen Bemühen, Fassung zu gewinnen und das Kind nicht einzuschüchtern.

„Lady Constanze schenkte es mir vorgestern, als ich ihr Lebewohl sagte.“

Richard schüttelte den Kopf und vertiefte sich wieder im Anschauen des Bildes, ohne daß seine Bewegung sich verminderte. Aber sie wechselte, Schreck und Spannung ließen nach, ein weicher Ausdruck legte sich allgemach auf die ernsten Züge und seine Augen schimmerten feucht.

„Magst Du das Bild nicht leiden?“ fragte der kleine Felix, der wieder Muth gewann und leise herzuschlich, „es ist ja so hübsch und Du wünschtest Dir ja eins?“

Richard zog statt aller Antwort das Kind zu sich heran und preßte es fest und schweigend an das wild klopfende Herz.

„Ist es schön?“ fragte Felix beharrlich und in dem Wunsche, Anerkennung für seinen Geschmack und seine kindliche Liebe zu finden.

„Keines auf der Welt, was ihm gleichkommt“, erwiederte Richard mit dem Tone innerſter Ueberzeugung, daß ſeinem Sohne das kleine Herz ſchwellte vor Freude; „aber wie kam Lady Conſtanze dazu, Dir dies Bild zu ſchenken, gerade dies, und wo hat ſie es gehabt, daß ich es nie geſehen habe?“

„O, in ihrer Mappe, in ihrer großen Bildermappe. Weißt Du, Papa, als Du vorgeſtern zu Haus kamſt, ſagteſt Du, Lady Conſtanze möchte mich gern noch mal ſehen, ich ſollte zu ihr gebracht werden, um ihr Lebewohl zu ſagen. Nun, da bin ich zu ihr geweſen und ich habe dort noch ein wenig geſpielt. Sie war ſchon am Einpacken, die große Mappe lag aber noch auf dem Tiſche und weil ich ſo gern Bilder beſehe, zeigte Lady Conſtanze ſie mir. Dies gefiel mir am beſten und als ſie das ſah, ſchenkte ſie es mir.“

Richard betrachtete das Bild wieder, Zug um Zug; die wunderbaren, ruhigen Augen, das kindlich gütige Lächeln auf den weichen, feingeſchnittenen Lippen. Er ſeufzte ein paar Mal tief auf, es war ein Schmerzenslaut aus innerſter Bruſt.

Der lebhafte und offene Knabe, ſo ungewiß

über den Eindruck, den sein Geschenk gemacht hatte und so unbehaglich der fremden und unverstandenen Bewegung des Vaters gegenüber, begann sich zu langweilen, seine Aufmerksamkeit wandte sich dem Bilde zu. „Steht es da, wie die Frau mit dem Kinde heißt?“ fragte er, auf die kleinen Schriftzüge deutend, die unten rechts in der Ecke des Bildes lesbar waren.

Richard sah hin. Sarah Bentworth stand dort in feiner Schrift, er erinnerte sich, den Namen als den einer Verwandten Constanzens gehört zu haben. „Nein, mein kleiner Felix, das ist nur der Name der Dame, die das Bild gemacht hat.“

„Aber wer ist denn die Frau mit dem Kinde?“ fragte er weiter.

Richard hielt das Kind fest umschlungen. „Deine Mutter“, sagte er mit bebender Stimme, „so sah sie aus, so hielt sie ihren kleinen Felix in den Armen!“

XV.

Es waren große und erschütternde Ereignisse gewesen, welche das Haus der Roßdall's neu aufgebaut und die Herzen der Menschen darin gewandelt hatten. Als Richard dem Wagen, der Veronika vor vier Jahren davonfuhr mit den Blicken folgte, ahnte er nicht, daß sie nie wiederkehren sollte, daß seine Augen sie zuletzt gesehen hatten. Sonst hätte doch vielleicht das Wort der Liebe und das Bekenntniß, was in seinem Herzen keimte, daß er zu weit gegangen sei, den Weg über seine Lippen gefunden und Vieles — für ihn Alles — anders gestaltet.

Veronika war gegangen mit ihrer wiedererwachenden Energie, mit dem Bewußtsein ihrer Macht, welche sie aus dem Hause des Gatten, wo sie nur zum Schein ihren Platz noch einnahm, an das Bett ihrer Schwester rief. Hier nothwen-

dig und heiß begehrt, dort überflüssig, ja überläſtig — ſie konnte nicht ſchwanken in der Wahl deſſen, was ihr zu thun blieb. Die Rückſicht auf ihr Kind konnte ſie in dieſer kurzen Ausübung ihrer Pflicht nicht hindern, Felix war geſund und froh unter der zärtlichen Obhut des Vaters, unter Frau Reginens wachſamer Sorge.

Dagegen verwarf Veronika die Hoffnung der alten Frau, daß Richard in der Einſamkeit ſein eigenes Herz prüfen und erkennen werde, als eine Thorheit. Bei ihr ſtand es feſt, daß er unwiderruflich erkannt und entſchieden habe, daß er mit Verleugnung des eigenen Gefühls ihr Verbleiben auf ihrer Stelle nur wolle des Kindes wege ohne zu fragen, wie ſchwer Veronika darunter litt, ob ſie überhaupt die Kraft beſaß, ſo ohne Hoffnung und Freudigkeit die hingebenden und aufopfernden Pflichten einer Mutter zu erfüllen.

Und dennoch hatte die alte Frau, die ihn den Armen getragen hatte und ſein Herz kannte von Jugend auf, ehe die Erfahrung des Lebens eine harte Rinde darum legte, ihn richtiger beurtheilt, als Veronika ſelbſt.

Schon am erſten Tage machte ihre Abweſenheit

sich ihm bemerklich durch die Unruhe, welche ihn verzehrte und ihn unstät durch das Haus trieb. Hatte auch keinerlei Gedankenaustausch zwischen ihnen mehr stattgefunden, seit sein strenges Wort sie von sich getrieben hatte, er konnte doch ihren Seelenzustand erkennen und ermessen an Blick und Haltung und Ton, an jeder Bewegung, jedem Seufzer, den er beobachtete. Denn aus den Augen ließ er sie nicht; er hatte sich losgesagt von ihr in der unbeugsamen Härte, die er als eine Forderung seiner Ehre betrachtete, aber ihm dämmerte doch ein leises Bewußtsein auf, daß das Recht nur recht und die Versöhnlichkeit schön ist. Ihm war immer, als müsse nun, nach diesem schweigend getragenen Druck irgend ein neues Ereigniß in sein Leben treten, denselben zu lösen, er wartete [illegible] auf ein unbegreifliches und unerklärliches Etwas, das ihm Veronika zurückgab. Ach, es war ängst da, dieses Etwas; es lag ja in dem tiefen Sehnen nach ihr, in dem Liebesbedürfniß, das nur sein falscher Stolz noch mäßigte, in der Reue, die er sich nicht eingestehen wollte und die nur auf ein erweckendes Wort von den Lippen der theueren Frau wartete, um zu sagen:

„Da bin ich, ich habe gewartet, daß Du mich riefest.“

Aber sie ging; der Stolz ist schlimm, das eine Wort blieb ungesprochen. Nachrichten kamen keine von Veronika, er hatte sie ja nicht verlangt und sie war zu ängstlich, um sie ungefordert zu geben. Constanze Herbach, die jetzige Lady Bentworth, kam allerdings in jener Zeit gerade von dem Orte, an welchem Veronika weilte, zum Besuche in ihre Vaterstadt, aber um die Welt hätte Richard nicht nach seiner Frau oder gar nach deren Familie gefragt, aus Furcht die Wunden seines ehelichen Lebens bloßzulegen und Constanze wohl gar damit die Möglichkeit zu geben, mit unvorsichtiger Hand daran zu rühren.

Dieselbe erfuhr von den jüngsten Ereignissen nur so viel, als in die Oeffentlichkeit gedrungen war, und die alte Regine für gut fand, ihr zu erzählen; nämlich, daß Herr Geltorp unvermuthet zurückgekehrt sei und sich als den Vater der Frau Roßdall zu erkennen gegeben habe, ohne daß die Dienerin dabei erörterte, ob und in welchem Grade die Nachricht für Richard überraschend gewesen sei, und welche Spaltung dieselbe in dem

chelichen Leben der beiden Gatten bewirkt habe. Da Eva bei dieser ganzen Angelegenheit eine selbst Regine unbekannte Rolle spielte, da ihre Person in dem augenblicklichen Verhältnisse der beiden Gatten zu einander so sehr in den Hintergrund getreten war, so that die Alte weiter keine Bemerkung, als daß sie in Bezug auf die übrige Familie der Frau Roßdall erwähnte, dieselbe besitze noch eine im Auslande verheirathete Schwester.

Der Name der Frau Duferrier, der schönen Fremden, würde Constanze aufgefallen sein, wäre er genannt; allein da das unterblieb und da Frau Regine überhaupt über die näheren Familienbeziehungen ihrer jungen Herrin schon aus Ergebenheit gegen Richard sehr schweigsam war, hatte sie keine Veranlassung, von den näheren Verhältnissen zu reden, welche Veronika und die Ihrigen betrafen.

Von Richard wurde Lady Constanze mit einer Aufmerksamkeit empfangen, die kaum seinem jetzigen Gemüthszustande entsprach und wohl hauptsächlich dazu dienen sollte, ihn zu verdecken. Wenn er irgend ein Auge scheute, was denselben hätte untersuchen können, so war es das Constanzens,

dem er selbst ein so unbestechliches Maß für strenges Recht und starre Form gegeben hätte.

Wohl würde er sich der Niederlage geschämt haben, die sein Glauben und sein Vertrauen erlitten hatten, aber viel mehr noch des weichen und sehnsüchtigen Gefühls, was ihn zu neuem Lieben und zum Vergeben trieb. Er gedachte daran, wie er einst Auge und Ohr vor Constanzens mädchenhafter Neigung zu ihm verschlossen, wie kein Mitleid, keine Eitelkeit das Wohlgefallen, welches er an ihrer erblühenden Schönheit empfand, zu einem wärmeren Gefühl steigern konnte, wie er streng und unerbittlich der Anschauungsweise seines Vaters Rechnung trug, welche die Herbachs von jeder Beziehung zu seinem Hause und seiner Familie ausschloß, weil sie in einer Art von Gemeinschaft mit Geltorp gelebt hatten. Und nun! Nun herrschte dessen Tochter an der Stätte, die er entheiligt hatte, sein Fleisch und Blut!

Wenn Richard die demüthigende Thatsache nicht ändern konnte, so sollte die Freundin wenigstens nicht sehen, wie furchtbar er darunter litt; sie sollte seinem freien Willen zuschreiben, was eine Fügung war, deren Unwiderruflichkeit

er sich unterordnen mußte. Er besaß noch immer die Kunst, unliebsame Fragen von sich abzuwehren. Die flüchtige Art, mit welcher er der Abwesenheit seiner Frau Erwähnung that, in Verbindung mit den Thatsachen, die Constanze schon zu Ohren gekommen waren, hielt sie ab, eingehender darauf zu kommen, ihr richtiges Taktgefühl ließ sie erkennen, daß es ihm nicht erwünscht sein könne, über die Familie seiner Gattin noch über den Reisezweck der letzteren zu reden.

So blieb man denn bei Constanzens Leben und Schicksalen stehen und sie gaben Stoff genug. Das stille und einfache Mädchen hatte zu einer entschiedenen Frau sich herausgebildet, deren selbstständige und unabhängige Stellung in der Welt, unterstützt von dem Vermögen, was ihr Mann ihr hinterlassen hatte, ihre Sicherheit im Reden und Handeln natürlich befestigte.

Sie war oder mußte eigentlich eine Frau nach Richards Geschmack sein; streng, fest, ernst und einfach, ganz nach seinem eigenen Muster gebildet, wie er einst war, ehe die Liebe Wunder an ihm vollbracht hatte. Er hatte sie früher nicht bewundert, sie hatte ihm immer zu schüchtern und

abhängig gegenüber gestanden, um so recht aus sich herauszugehen, aber er hatte ihr Streben gelobt und anerkannt, er hatte mit einer überlegenen Billigung auf das junge Mädchen herabgesehen, welches alle jugendlichen und natürlichen Neigungen dem Einflusse unterordnete, den er unwillkürlich auf sie ausübte. Sie erschien ihm schön und verständig; er, der kein Vorurtheil des Standes oder Vermögens kannte, hätte mit der kühlen Ueberlegung, die ihn damals noch beherrschte, sie vielleicht zu seiner Gattin gemacht, wenn nicht der Gedanke an seines Vaters Abneigung gegen die Familie Herbach von vornherein jeden Gedanken an diese Verbindung in Frage gestellt hätte.

Jetzt hatte er eine Wahl getroffen, welche die Pietät gegen den Verstorbenen weit schlimmer verletzte; von Veronika würde der alte, finstere Mann zu Constanze aufwärts geblickt haben, denn erwiesen war es ja nie und nirgend, daß ihren Vater eine Schuld traf, Niemand hatte es wagen dürfen, öffentlich den geringsten Verdacht auszusprechen.

Und nun erschien Constanze wieder in der Heimath, ohne den beengenden Zwang der Ab-

hängigkeit, durch das Leben befestigt und gekräftigt in den Grundsätzen, die ihr Richard gegeben hatte, voll feinster und sicherster Formen und im Zenith ihrer Schönheit. Alle die Eigenschaften, welche Richard von einer Frau verlangte, schmückten sie, streng und willensstark bedurfte sie keiner männlichen Stütze, keines Raths in den Conflicten des Gefühls mit der Vernunft, sie schien immer und in allen Lagen zu verstehen, ihr Herz und ihre Wünsche zum Schweigen zu bringen. Und doch hätte er sie nicht lieben können, doch fehlte ihr etwas, was ihn mit unwiderstehlicher Gewalt Veronika zu eigen gegeben hatte, und er erschrak bei dem Gedanken und leugnete ihn, daß dies Etwas die Schwäche, die liebende Schwäche des Herzens gewesen sein sollte, um die er Veronika verstieß.

Constanze hätte in solcher Weise nicht irren können; fest und abgehärtet gegen Schmerz und Täuschung schrak sie nicht davor zurück, auch Anderen Schmerzen zu bereiten, wo irgendwie die Wahrheit, gleichviel ob zu Nutz und Frommen der Menschen oder umgekehrt, auch nur den Schein einer Beeinträchtigung erlitt. Richard erkannte

das Alles, es gewann ihr seine Achtung, es entsprach ja so sehr seinen eigenen Grundsätzen, aber Veronika's Bild in Schuld und Thränen, mit dem Ausdruck weichster Liebe und Milde, die, um seinen Frieden und sein Glück zu erhalten, in Irren und Fehl gegangen war, behielt sein Herz. Constanze war eine ihm zu gleichartige Natur; die Männer lieben selten an einer Frau, was ihnen für das eigene Selbst das Höchste erscheint, und je fester und unabhängiger in seiner Kraft der Mann selbst sich fühlt, je liebenswerther erscheint ihm das Weib, das seiner Kraft und seines Schutzes bedarf.

Die Vorsicht und Ueberlegung, die stolze Zurückhaltung, die er selbst bewahrte, wurde ihm peinlich, nun er ihr bei Constanze begegnete; ihrer nüchternen Rechtschaffenheit fehlte der Zauberstab des schönen und gläubigen Vertrauens, womit Veronika seine Gefühle electrisirte und ihn empfänglich machte für alles Beglückende auf Erden.

Und je deutlicher es Constanze empfand, daß sie ihm nicht genügte, je ängstlicher wurde sie, ob sie die Aufgabe ihrer Pflichten wohl ganz gelöst, ob sie wirklich aus sich gemacht habe, was sie bei

steter Wachsamkeit aus sich hätte machen können, und in dem Maße, wie sie an sich besserte, entfernte er sich weiter von ihr.

Seltsamer Widerspruch auch in einem so festen Charakter, wie Richard Roßdall ihn besaß; nun er der Vollkommenheit, die er geträumt, sich gegenüber sah, verlangte er mit Ungeduld zurück zu dem menschlichen Irrthum, den er so tief verachtet hatte.

Näher als dem Vater stand Constanze dem kleinen Felix, der in Abwesenheit der Mutter sich voll kindlicher Innigkeit der schönen, fremden Frau anschloß, die ihm gegenüber den starren Panzer ablegte, der ihre natürliche Neigung hemmte. Der Knabe verstand den Ernst des Lebens nicht; es war also Pflicht für sie, die sonnigen Regionen kindlicher Lust mit ihm zu theilen, wenn sie ihm etwas sein und werden wollte, und hier in der Stille des Kinderzimmers, wo sie den Kleinen zuweilen aufsuchte, wo sie in wirklich liebreicher Einfachheit zu der alten Regine sprach, deren Treue sie in dankbarer Erinnerung behalten hatte, hätte Richard die eigentliche Natur der jungen Frau erkennen können, die nach seinem Vorbilde

aus mädchenhafter Schwärmerei ihr Wesen und ihre Anschauungen in so fremde und starre Formen gezwungen hatte.

Auch Constanze selbst fühlte sich so viel wohler und freier in dem ungekannten Verkehr mit einem Kinde, der so ganz andere Seiten ihres Charakters wach rief; es war das einzige Verhältniß, was sie in ihrer geistigen Entwickelung unberücksichtigt gelassen hatte, und doch, weil es den innersten Forderungen ihrer weiblichen Natur entsprach, das Einzige, wo sie sich und Anderen genügte.

Allein nachdem sie einige Tage an dem Orte verweilt hatte, zu dem es sie so mächtig zurückgezogen und der ihr doch ein Gefühl der Unbefriedigung und des Zweifels an sich selbst gegeben hatte, fing sie an, wenigstens beim Besuch im Roßdall'schen Hause, die Abwesenheit der Hausfrau unangenehm zu empfinden. Ihre Beziehungen zu Richard erlitten äußerlich doch oft dadurch eine Beschränkung, die noch vermehrt wurde durch das Bewußtsein Beider, daß Constanze einst eine tiefe Neigung zu ihm gehabt hatte. Da sie auf Veronika's Rückkehr nicht warten wollte und eigentlich keinen rechten Vorwand für ihr längeres Ver-

weilen in ihrer Vaterstadt hatte, in welcher sie keine nähern Verwandten und in Folge ihrer frühern Zurückgezogenheit auch keine nähern Freunde besaß, so nahm sie nach Verlauf weniger Tage Abschied von Richard mit dem ernstgemeinten Versprechen, was sie freilich unaufgefordert gab, im nächsten Jahre wiederzukommen und Veronika kennen zu lernen.

Richard hatte das Versprechen nicht verlangt, aber er nahm es doch an und zwar mit dem Gefühle, daß sein ehelicher Himmel sich bis dahin gelichtet haben müsse. Er machte sich das Wie nicht weiter klar, er hatte, gewohnt mit seinem einfachen Willen so Vieles zu erreichen, nur beschlossen, daß es besser werden sollte; es waren die ersten aufdämmernden Strahlen der Reue in ihm.

Er selbst begleitete Constanze zum Bahnhof; mit einer stillen Beschämung erinnerte er sich daran, wie Veronika nur sein verstohlener Blick das Geleit gegeben hatte.

Felix war daheim geblieben, zwei kleine Kameraden aus den Nachbarhäusern spielten mit ihm unter den Linden, welche mit ihren grünen

Zweigen die Rückwand des Hauses berührten und das alte graue Gemäuer eines nebenan liegenden Speichers mit seinen zerbrochenen und spinnwebüberzogenen Fenstern verdeckte.

Niemals durfte der Knabe ohne Begleitung den Garten verlassen, in welchem er beaufsichtigt oder von den Fenstern des Hauses aus beobachtet werden konnte, obgleich sich trotz seiner vier Jahre schon sein Unabhängigkeitsgefühl so weit zu regen begann, daß er oft verlangte, mit seinen Gespielen, den etwas älteren Knaben des nebenan wohnenden Kaufmanns, in deren Haus und Hof zu gehen. Aber an diesem Tage hatte der ältere von des kleinen Felix Kameraden die Entdeckung gemacht, daß sich durch eine schlecht geschlossene und befestigte Lade, welche die Kinder für ein Kellerloch des Speichers angesehen hatten, in einen Gang desselben gelangen ließ und daß man von dort bis in den Hühnerhof kommen könne, wo ein Pfauenpaar die höchste Neugier des kleinen Felix reizte.

Nur einen einzigen Blick wollte der lebhafte Knabe hinein werfen; Entdeckung oder Strafe hatte er nicht zu fürchten, da er nicht durch das Haus zu gehen brauchte, also weder gesehen noch

angehalten wurde. Der Spielplatz unter den Linden aber war ein zu gesicherter, als daß man ihn dort nicht einen Augenblick außer Auge gelassen hätte, um so mehr, da der Garten keinen Ausgang besaß und die Hausflur nach dem Theil des Gebäudes hin, wo das Comtoir lag, einen Abschluß hatte.

Er faßte seinen Freund an der Hand, welcher vorankroch, allein die tiefe Dunkelheit erschreckte ihn, seine Nerven waren seit dem unglücklichen Schusse noch reizbar und er verlor die Lust, weiter zu gehen. Und doch, die Entdeckungsreise aufzugeben, es wäre so schade gewesen! Der kleine Freund wußte Rath für Alles. „Krieche wieder zurück in den Garten", befahl er, „ich hole Licht."

Felix lief froh durch den goldenen Sonnenschein, es war doch feucht und schmutzig in dem dunklen Loch gewesen, er nickte der Regine ganz glückselig zu, die eben am offenen Fenster erschien, um einen Blick auf die Kinder hinabzuwerfen, ob sie noch ruhig spielten. Allein da kam der kleine Versucher wieder. „Nun kannst Du sehen", sagte er, „Du brauchst Dich gar nicht zu fürchten, wir kommen gleich durch den Speicher in den Hof,

und die Tauben freſſen mir aus der Hand, und einen Hahn haben wir, der ſieht aus wie Gold."

Es bedurfte nichts mehr; Felix trat aufs Neue den Weg an, den er nicht mehr gefährlich fand, weil er durch ein Endchen Licht erhellt war und ſeinem furchtſam ſpähenden Blick ſich nichts zeigte, als große Fäſſer und Krüge. Es ſchien ein wenig benutzter Gang, halb Lager=, halb Pack=raum, denn alte, zerbrochene Tonnenreifen, zer=ſchlagene Kiſten und hier und da loſes Stroh und Papier lagen umher.

Das Wachslicht ohne Leuchter ward auf den Deckel eines Faſſes geſetzt, ein Bund Schwefel=hölzer daneben, damit man es gleich wieder an=zünden konnte, wenn der Zugwind, der durch das geöffnete Fenſter ſtrich, es ausblaſen ſollte.

„Und wir kommen ja gleich zurück", ſagte der kleine Anführer, „das Licht wird gar nicht einmal ausgehen."

Allein die Pfauen mit ihrem ſchimmernden Gefieder, die zahmen Tauben beſchäftigten die Kinder ſo ſehr, den ſtolzen Beſitzer, wie den Be=ſchauer, daß aus dem Augenblick eine Viertelſtunde wurde und ihre Luſt erſt ein Ende nahm, als

ein donnerähnlicher Knall und in demselben Augenblick ein heller Feuerstrom, der auf dem Boden durch die geöffnete Speicherthür daher lief, die Kinder fast versteinerte.

Drinnen war Alles eine Gluth, der Rückweg unmöglich, sie stürzten verwirrt und schreiend dem Ausgang durch das Haus zu. Es war, als ob mit einem Male das ganze Gebäude in Gluth stand, denn im Speicher wiederholte sich die Explosion, die Flammen schlugen überall empor, sie bedeckten Hof und Flur und ereilten beinahe die Fliehenden, so daß selbst die Personen, welche im Vorderhause sich aufhielten, kaum ihr Leben retten konnten, ohne nach dem Entstehen des Feuers zu fragen oder an Löschen zu denken, ehe sie ihre Person in Sicherheit gebracht hatten. So viel drängte sich den bestürzten Blicken auf, daß es Petroleum war, was da brannte, daß Haus und Speicher verloren seien. Wer in demselben sich aufgehalten, ob überhaupt Jemand im Hofe gewesen sei, das fragte Niemand. Jeder drängte im ersten Augenblick hinaus, der rettenden Hausthür zu.

Nebenan in dem Roßdall'schen Hause, welches

so dicht an das brennende Gebäude stieß, war die Bestürzung und Verwirrung nicht minder groß, allein hier richteten sich die Gedanken Aller auf Felix. Er war im Garten gewesen, aber er antwortete auf keine der verzweiflungsvollen Rufe, welche Regine und die Commis ertönen ließen. Was Anhänglichkeit und Treue, was selbst Tollkühnheit wagen können, geschah, denn der Knabe mußte in Haus oder Garten sein. Die alte Frau mußte mit Gewalt hinausgezogen werden, als er nicht zu finden war. Niemand hielt es für möglich, daß er zum ersten Male im Leben im Nachbarhause sein sollte, er hätte ja, der Meinung der Leute nach, die Hausflur passiren müssen, und seine kleine Hand reichte gar nicht an den Riegel der Glasthür, welche die Privatwohnung Roßdall's von dem Geschäftslocale schied.

Als Richard vom Bahnhof auf den ersten Feuerlärm zurückkam, stand sein Haus bereits in Flammen; in dem wüsten Durcheinanderschreien der Menschen, der arbeitenden Spritzen und des Rauches und der Gluth konnte er nur die Auskunft erhalten, daß das Feuer im Speicher des Nachbars ausgebrochen sei, ohne

zu ahnen, wie Felix an der Urheberschaft betheiligt war.

Allein bald genug erreichte die furchtbare Kunde sein Ohr, daß sein Kind nicht gefunden sei und wahrscheinlich in unmittelbarer Nähe der Stelle, wo das Feuer zum Ausbruch gelangt war, seinen Tod gefunden habe.

Der erste Ausbruch seiner Verzweiflung war ein so maßloser, wie es nur möglich ist, wenn bei einer so gewaltigen Natur der Damm bricht, der sonst das Gefühl begrenzt; im ersten Augenblick glaubte man, der sonst so besonnene Mann hätte den Verstand verloren, man hatte Mühe, ihn mit Gewalt zurückzuhalten, daß er nicht zwischen die brennenden und rauchenden Trümmer sich stürzte, um nach dem vermißten Kinde zu suchen.

Erst spät am Nachmittage wurde man des Feuers Herr, man hatte Roßdall nach der Villa des Herrn Schneidler gebracht, wo man ihn nicht aus den Augen ließ. Inzwischen kam man doch dem Entstehen des Feuers auf die Spur, freilich zugleich auch zu der Gewißheit, daß Felix unter dem Schutt begraben sein müsse.

Der Anstifter des ganzen Unheils, der ältere Sohn des Kaufmanns, ein Knabe von sieben Jahren, stellte am Abend, zitternd vor Furcht und Erschöpfung, bei den jubelnden Eltern mit seinem jüngern Bruder sich ein, die wenigstens ihre Kinder sich zurückgegeben sahen. Nach unsäglichen Bemühungen gelang es, seine Verstörung insoweit zu beruhigen, daß er den Hergang einigermaßen verständlich darlegte. In dem Hühnerhof hatten auch einige Kinder der im Hause beschäftigten Arbeiter gestanden, sie hatten den Brand zuerst bemerkt. Als diese vorwärts stürzten, um zu fliehen, war Felix, dem das schnell über den Boden sich ausbreitende Petroleum schon auf den Fersen war, wie gelähmt gar nicht von der Stelle zu bringen gewesen; der kleine Berichterstatter hatte ihn vorwärts zu zerren gesucht, aber als er ihn nicht fortbringen konnte, war er davongelaufen; erst draußen hatte er gesehen, daß er an der Hand seinen jüngeren Bruder gefaßt hielt.

Diese Thatsachen, die eine Bestätigung der schlimmsten Vermuthungen enthielten, konnten Richard nicht vorenthalten werden; Herr Schneidler war auch der Ansicht, daß es besser sei, den

ganzen ungeheuren Schmerz auf einmal zu erleben und dann Richards starkem Herzen zu vertrauen, als ihm tropfenweise die furchtbare Gewißheit zu geben.

Der erste Eindruck des Berichtes, welchen man ihm nach der Erzählung des zurückgekommenen Knaben machte, war indessen ein so überwältigender, die Phantasie, welche ihm das Ende seines Lieblings ausmalte, eine so grauenvoll lebendige, daß Herr Schneidler, welcher nicht wußte, bis zu welchem Grade die Spaltung in der Roßdall'schen Ehe gediehen war, es für geboten hielt, Veronika von dem Vorgefallenen sofort telegraphisch und, seinen Ansichten auch hier getreu bleibend, gleich dem vollen Umfange nach zu unterrichten.

Was auch immer trennend zwischen den beiden Gatten liegen mochte, dies Unglück traf sie gemeinsam, kein lebendes Wesen konnte ihren Jammer in dem Maße fühlen und theilen, wie Einer bei dem Andern. Herr Schneidler schrak nicht vor dem Plötzlichen und Unvorbereiteten zurück, was in seiner Nachricht lag. Auch Richard hatte es so hinnehmen müssen aus Gottes Hand. Veronika war nicht allein in dem fremden Orte,

der alte Herr wußte, daß Eva bei ihr war und sie nicht verlassen würde, er hielt es ferner für viel schlimmer, wenn sie in quälender Ungewißheit mit immer wieder auflodernder Hoffnung die Reise zurücklegen sollte, als mit dem Gefühl des Unabänderlichen. Nur so konnten die beiden unglücklichen Eltern sich gleich etwas sein, wenn Keiner von Beiden nöthig hatte, unter der Bürde des eigenen Jammers dem Andern noch die letzte Auskunft geben zu müssen.

Die Meldung des alten Herrn an Veronika war kurz, aber deutlich genug; sie lautete, daß ihr Haus niedergebrannt und Felix im Feuer seinen Tod gefunden habe. Von Richards geistigem Zustande war kein Wort hinzugefügt; er konnte nicht schlimmer sein, als der der unglücklichen Mutter, die seiner Meinung nach in dem einfachen Bericht der unseligen Thatsache schon die Veranlassung finden mußte, ungesäumt zurückzukehren. Allein der folgende Abend kam, ohne weder die so schmerzlich Erwartete noch eine Rückantwort zu bringen. Herr Schneidler, der bei der Meldung des Vorfalls, da Richard im ersten Augenblicke ganz unzurechnungsfähig war, völlig

nach eigenem Ermessen verfahren hatte, empfand jetzt doch einiges Bedenken über die so rasch und unvermittelt gegebene Unglücksbotschaft.

Am Morgen des zweiten Tages fand man beim Aufräumen des Schuttes die verkohlte Leiche eines Kindes. Allein es fehlten auch zwei Knaben eines Arbeiters, es ließ sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob es wirklich die Ueberreste des kleinen Felix waren. Das Unglück hatte die allgemeine Theilnahme wach gerufen, man erinnerte sich aller unglücklichen Ereignisse seit längst vergangener Zeit, welche die Familie Roßdall betroffen hatten, und gerade Richard schien bestimmt, allen Schmerz des Lebens zu durchkosten. Es ist der Welt immer eine Genugthuung, wenn eine Natur, anders geartet als die große Masse der Menschen, stolzer, kräftiger, widerstandsfähiger, durch das Schicksal endlich zerschmettert und ihnen gleichgestellt wird; die Wahrnehmung, daß Richards Kraft gebrochen war, daß er litt, sichtbar litt wie andere Menschen und dem Schmerz Gewalt einräumte über sich, daß er mit der Sehnsucht trostbedürftigen Herzens jetzt nach Veronika verlangte, deren Name seit ihrer Abreise nicht über seine Lippen gekommen

war, Alles das erwarb ihm mehr Sympathie, als die strenge und stolze Ueberlegenheit, mit welcher er, sich abschließend von den Menschen, in allen Lagen nur der gebende und gewährende Theil sein wollte.

Indessen war er nicht so gänzlich verändert, daß er gefürchtet hätte, es könne außerhalb seiner Macht liegen, die willkürlich ausgesprochene Scheidung, welche Veronika in der Stille als zu Recht bestehend anerkannt hatte, ebenso willkürlich zurückzunehmen, nun er, überwunden durch das Unglück, das Bedürfniß darnach hatte. Sein Groll war ausgelöscht durch den neuen und stärkern Eindruck eines unsäglichen Schmerzes, er achtete Veronika's Schuld, die sie von ihm trennte, geringer, denn er empfand nur das Unglück, welches sie ihm so unauflöslich verband, wie einst ihre Liebe. Veronika's Gefühle zog er dabei nicht in Betracht, wie er denn in den ersten Tagen seines Unglücks überhaupt nur wenig Gedanken faßte und mit Klarheit weder vor- noch rückwärts sah.

Aber der zweite Tag verging; Herr Schneidler erneuerte und vervollständigte den Bericht, und erst am Abend des dritten Tages lief statt der

Erwarteten eine Gegendepesche ein, so furchtbaren Inhalts, daß die alte Regine Recht zu haben schien, als sie verzweifelnd ausrief: „O, hätten seine Augen die Sonne nie gesehen, er ist zum Unglück geboren.“

„Frau Roßdall“, so lautete die kurz von Eva unterzeichnete, aus einem kleinen Ort in der Schweiz datirte Depesche, „ist gestern Morgen elf Uhr an einem Herzschlag gestorben.“

Zu viel des Leides schien auf Veronika hereingestürmt; muthlos und verzweifelnd an ihrem Glücke, ins Innerste getroffen von dem schrecklichen Ende des Vaters, dessen kurzes Erscheinen so verhängnißvoll in ihr Leben gegriffen hatte, mußte die Nachricht von dem Tode ihres einzigen Kindes, des Wesens, was sie allein noch mit einer schönen Vergangenheit verknüpfte, ihr Herz brechen. Es lag in ihr nicht mehr der Trieb der Jugend und Selbsterhaltung, der so oft verzweifelt und erfolgreich gegen den Tod ankämpft, Veronika hatte Alles verloren und gab nun sich selbst.

Es war Niemand, der sich getraute, Richard die furchtbare Nachricht mitzutheilen. Herr Schneid-

ler sah doch ein, daß gewisse Seelenzustände Schonung erfordern, er machte sich ernstliche Vorwürfe, daß er in gut gemeintem Eifer mit Veronika zu rasch verfahren sei und traute sich nicht den richtigen Ausdruck und die angemessene Vorsicht zu, solche Mittheilungen zu machen.

Mit der nimmer ermüdenden Treue einer alten Dienerin übernahm es Regine, ihrem Herrn diesen neuen, und sie wußte, noch tiefern Schmerz zuzufügen. Er erschien ihr nun wieder wie das einsame, verlassene Kind, was vor langen Jahren allein auf ihre Liebe und Geduld angewiesen war, und mit der schonenden Zärtlichkeit, wie man zu einem solchen redet, trat die alte Frau zu dem finstern, verzweifelnden Manne, vor dem sie trotz aller anhänglichen, bewundernden Liebe seit Jahren eine respectvolle Scheu gehabt hatte.

„Herr Roßdall", sagte sie, „man hat Frau Roßdall von dem großen Unglück in Kenntniß gesetzt; vorgestern schon."

Er hatte für Nichts Aufmerksamkeit, was nicht in Beziehung zu den letztverflossenen Tagen stand, man sah, in welch naher Verbindung er jetzt seine Gattin damit fühlte, denn er sah rasch mit einem

Strahl von Lebhaftigkeit auf. „Sie könnte schon da sein“, sagte er, wie nachrechnend.

„Frau Roßdall kann nicht zu Ihnen kommen“, sagte die Dienerin und ihre Stimme zitterte merklich. „Aber ihre Gedanken sind gewiß bei Ihnen.“

„Wann kommt sie?“ fragte er weiter.

Die alte Frau fühlte ihr Herz schlagen; die innige Liebe zu Richard, den ihre Blicke in der Kindheit gehütet hatten und den später ihre heißen Wünsche und Gebete nicht vor so schwerem Schicksal hatten bewahren können, riß sie über die Grenzen der ehrerbietigen Scheu hinaus, die sie niemals, seit er in männlicher Vollkommenheit ihr Herr und nicht mehr ihr Schutzbefohlener war, übertreten hatte. Sie ergriff seine Hand und sagte: „Ach, mein guter Herr Roßdall, Sie haben ein starkes Herz.“

„Sie kommt niemals!“ rief er, von einer plötzlichen Ahnung ergriffen.

„Niemals“, rief sie weinend, „niemals!“

Er blieb wie zerschmettert auf seinem Sitze; keine Frage, keine Klage drängte sich über seine Lippen. Aber als eine Stunde später sein väter-

licher Freund zu ihm eintrat und ihm stumm die Hand reichte, warf er sich an dessen Brust und weinte heiße Thränen.

Es war eine furchtbare Erschütterung, unter deren ungeahnter Stärke selbst eine Natur, wie die seinige, zusammenbrechen mußte; alles Spröde und Rauhe daran zersplitterte und zerbrach; das tiefe, weiche Gefühl drängte an die Oberfläche und keine Verbitterung mischte sich in den Schmerz dieser Stunden. Dies war nicht Menschenwerk, noch Menschentücke, es war Gottes Rathschluß, dem er sich beugen mußte. Alle sein Mißtrauen und seine Wachsamkeit, sein Stolz und seine Kraft hatten nicht hingereicht, sein Schicksal auch nur um eines Haares Breite zu ändern!

Der alte Herr Schneidler war förmlich erschrocken über die plötzliche Umwandlung, die er durchaus für krankhaft hielt; aber die alte Regine benahm ihm diese Meinung. „So ist er immer gewesen, und ich muß es doch wissen“, sagte sie fast ärgerlich, „ich habe ihn doch gekannt und gesehen wie Niemand sonst. Er hat es hernach nie mehr gezeigt, weil er zu stolz dazu war, aber gefühlt hat er immer so tief wie jetzt. Er hat

das beste und weichste und großmüthigste Herz, das je geschaffen ist, aber aus lauter eingebildeten Pflichten läßt er ihm nicht freien Lauf. Jetzt ist er wohl zu matt und schlaff, um groß auf sich zu achten und noch immer den falschen Schein festzuhalten und nun kommt es zu Tage, welch ein Mensch er eigentlich ist."

Es war am Abend in der Dämmerung, als Richard allein in dem Zimmer saß, welches Herr Schneidler ihm auf seiner Villa eingeräumt hatte. Man hatte seinem dringenden Bedürfniß nach Ruhe gewillfahrt und ihn sich selbst überlassen, trotzdem, daß der alte Herr beständig in der qualvollen Unruhe lebte, daß am Ende das Entsetzliche noch nicht erschöpft sei, daß man einen Menschen in Richards Gemüthsverfassung eigentlich gar nicht allein lassen dürfe. Aber die Ausbrüche seiner Verzweiflung waren gar nicht so wilder und heftiger Natur; er saß ganz still am offenen Fenster und griff nur dann und wann mit der Hand an die heißen Schläfen, als wolle er sich aufraffen aus einem wüsten Traum. Denn wie durch Zauberspiel schien ja Alles in so unglaublich kurzer Zeit versunken, was ihn beglückt hatte:

Weib und Kind, Haus und Herd, Alles, was er geliebt hatte.

Mit dem Nachtzuge wollte er abreisen, um Veronika das letzte Erdengeleit zu geben; nun suchte ihr sehnsüchtiger Blick ihn nicht mehr, nun kam er ungerufen. Bis zu seiner Abreise lagen noch Stunden vor ihm; draußen beschäftigte man sich geräuschlos mit den Vorbereitungen, denn Herr Schneidler wollte seinen jungen Freund auf diesem schwersten Gange seines Lebens begleiten, und Richard saß stumm und regungslos und wartete. Plötzlich kamen kleine trappelnde Schritte durch das Zimmer gelaufen; ehe noch Richard sich besinnen konnte, fühlte er seine Knie umfaßt, eine kleine Gestalt kletterte schnell an ihm hinauf und eine Stimme, welche Stimme, rief athemlos und schmeichelnd: „Lieber Papa, sei nicht böse, Felix will nie wieder unartig sein.“

Der wilde, unarticulirte Schrei, den der stumme Mann am Fenster ausstieß, als er jäh emporfuhr, war nicht hinausgedrungen — Freude lag darin und entsetzensvolle Furcht, daß der Traum zerrinnen könne. Er hielt den Knaben fest an sich gepreßt, und zog, als bedürfe er der

Hülfe, um das unerwartete Glück zu fesseln, mit einer Gewalt die Glocke, daß der Schellenzug klirrend vor seine Füße fiel.

Das verzweifelte Läuten zog in einem Augenblick die Bewohner des Hauses herbei; und da stand er in dem verschwimmenden Dämmerlicht des Abends hoch aufgerichtet und das scheidende Abendroth umspielte ein blondlockiges Kinderhaupt, was den Eintretenden erschrocken und ängstlich sich zuneigte.

Eines Wortes fähig war Richard nicht, man hörte nur das laute Athmen seiner Brust, als er den Knaben hoch in die Höhe hielt und dann ermattet auf einen Stuhl sank.

Aber Felix hatte die Sprache nicht verloren; die nie gesehene Aufregung des Vaters ängstete ihn, er begann zu weinen aus Furcht und streckte Regine beide Arme hin. „Ich will ja immer artig sein, immer“, bat er, „so sag' es doch dem Papa und mach mich los, Regine.“

Als ob es erst des frischen Klanges seiner Stimme bedurft hätte, um auch die alte Frau zu überzeugen, daß kein Traum ihre Augen blende, eilte sie herzu und nahm das Kind dem Vater ab,

der es willig geschehen ließ. Die Reaction nach der übermäßigen Aufregung trat schnell und erschöpfend ein, er fragte nach nichts, nicht einmal, wie Felix ihm zurückgegeben sei.

Indessen ließ die Aufklärung nicht auf sich warten; ein draußen stehender Landmann erzählte klarer und zusammenhängender als der Knabe, wie natürlich das scheinbare Wunder stattfinden konnte.

Der Bauer hatte vor drei Tagen die Stadt passirt, um sich zu einem gerichtlichen Verkauf in Erbschaftsangelegenheiten, bei welchen er betheiligt war, nach einem mehrere Stunden entfernten Flecken zu begeben, den noch keine Eisenbahn erreichte, und hatte zu dieser Reise sich seines eigenen Gefährtes bedient. Er hatte Mittagsrast in einer in der Vorstadt gelegenen Ausspannung gehalten und war als vorsichtiger Mann mit seinen Braunen davon gefahren, als der erste Feuerlärm die Stadt durchdrang. Es waren schon mehrere Stunden verflossen, er näherte sich schon dem Ziel seiner Reise, als ein fortgesetztes Rascheln in dem Stroh des leinwandüberdeckten Wagens und etwas, wie ein leises, weinerliches Geflüster ihm auffiel,

und plötzlich, zu seiner grenzenlosen Ueberraschung, ein paar Kinderköpfe verschlafen und verweint aus dem Stroh auftauchten. Es war Felix mit dem einen älteren Knaben des Arbeiters, der, stärker als der Anstifter des Unglücks, den kleinen Roßdall mit Gewalt fortgerissen, ihn an der Hand behalten, aber dann aus Angst vor dem Stocke seines Vaters querfeldein gelaufen war. War er bei der Angelegenheit auch nicht weiter betheiligt, als daß er auf Befehl des Sohnes vom Hause die Riegel an der Speicherthür zurückgeschoben und so den Kindern den verbotenen Eingang erleichtert hatte, so fühlte und wußte er doch, daß die Härte seines Vaters ihn, als den Aeltesten, allein für die Folgen hätte büßen lassen.

Ohne weiteres Nachdenken behielt er den kleinen Felix an der Hand, erreichte mit ihm die Vorstadt und verkroch, verwirrt und erschöpft von der Angst, sich vorläufig im Stroh mit seinem kleinen Gefährten.

Auch Felix war erschrocken, die Angst des größeren Knaben steckte ihn an, wenngleich er das angerichtete Unglück durchaus nicht seiner vollen Größe nach begreifen konnte, und ermüdet von

dem langen und ungewohnten Lauf, von der Stille, wozu sein Gefährte ihn anhielt, schlief er bald ein.

Während die Spritzen über das Pflaster rasselten und die Glocken läuteten, spannte der Bauer seine Pferde ein und fuhr davon; der ältere Knabe hielt den Augenblick noch nicht für geeignet, seinen Zufluchtsort zu verlassen, der Tumult in der Stadt war noch im Wachsen und mit ihm die zu erwartende Strafe. Er hatte auch nicht gewußt, wohin die Fahrt ging, er dachte, daß der Bauer nach einem vielleicht nahegelegenen Dorfe zurückführe, von wo er zu jeder Zeit leicht zu Haus kommen könne, und war so in kindischer Furcht und Unüberlegtheit immer weiter mitgefahren, ohne sich zu erkennen zu geben. Als aber Felix erwachte, ermüdet von der unbequemen Lage und zusammengerüttelt auf den schlechten Feldwegen, machte das Geflüster der Kinder den Bauern aufmerksam — nach kurzer Zeit kannte er die ganze Schuld der beiden kleinen Missethäter.

Ein Bauernherz, auch das bravste und redlichste, schlägt etwas langsamer und phlegmatischer, als das

anderer Menschenkinder. Die Gewißheit, daß die Knaben bei ihm in sicherer Obhut waren, genügte ihm; die Qual der Eltern, die nach den Vermißten suchten, wußte er nicht nachzuempfinden, wenigstens nicht in dem Grade, daß er seine Geschäfte deshalb hintangesetzt hätte. Zudem war der Abend vorgerückt, am nächsten Morgen elf Uhr sollte er auf der Amtsstube sein, um seine Vortheile zu wahren, es kam ihm nicht in den Sinn, die Kinder zurückzubringen, ehe seine Geschäfte erledigt waren, und die Kleinen, getröstet mit dem Versprechen, daß sie den nächsten Abend vielleicht schon daheim sein würden, fanden sich durch die Fahrt eher belustigt und zerstreut, als geängstigt. Erst mit dem Dunkelwerden, als der Bauer bei seinen Verwandten anlangte und Felix in so ganz ungewohnter Umgebung sich sah, verlangte er dringend nach Haus, allein das war jetzt zu spät.

Wieder trat beruhigend und vermittelnd der Schlaf der Nacht dazwischen; am anderen Morgen, als der Knabe erwachte, sah ihn Alles anders an, das Leben auf dem Bauernhofe, das Vieh, die Hühner, der große Obstgarten, alles das reizte

seine Neugier und zerstreute sein Verlangen nach dem Vater und nach Haus. Und das war ein Glück, der Termin war nun zwar beendet, nicht aber die Privatangelegenheiten, welche der Erbschaftstheilung folgten. Die Abreise verzögerte sich noch um zwei Tage und erst als ein Zeitungsblatt des Abends im Bauernkruge dem Manne, der die Kinder mitgebracht hatte, in die Hände fiel und von dem Brande und dem namenlosen Unglück des Herrn Roßdall berichtete, dämmerte Jenem die Idee auf, daß es nun wohl an der Zeit sei, den Kleinen sammt seinem Gefährten zurückzubringen.

Er kehrte bei seiner Ankunft in seiner Ausspannung ein, um einige Erkundigungen einzuziehen, und als er hörte, welch ein reicher und angesehener Mann es war, dem er das einzige Kind zurückzubringen im Begriff stand, beschloß er, sofort selbst den kleinen Flüchtling heimzuführen. Er ließ sich von einem Knecht zu der Schneidler'schen Villa begleiten, wo der unglückliche Vater sich aufhielt, und da es bereits dämmerte, da Niemand auf den Mann im Bauernkittel Acht gab, welcher das blondlockige Kind

trug, so war die Kunde ihnen auch nicht voran=geeilt, als sie in der Villa ankamen.

Der Knabe war bekannt im Hause, allsonn=täglich besuchte er ja den alten Herrn, der ihn besonders liebte, er lief flugs die Treppe hinauf und in die erste Thür. So kam es, daß ihn Niemand gesehen noch gehört hatte, daß er wie vom Himmel herabgefallen plötzlich vor dem Vater stand und in der That wie ein Engel des Trostes begrüßt wurde.

Der Freudentaumel im Hause war fast größer, jedenfalls geräuschvoller als die schreckensvolle Verstörung, da das Kind nach dem Brande als verloren angesehen wurde; in dem Jubel vergaß man einen Augenblick, daß das Mutterherz in der Ferne gebrochen war, daß keine Freude es wieder beleben konnte.

Herr Schneidler war wie berauscht. „Sehen Sie wohl", sagte er zu der alten Regine, „es liegt wahrhaftig an dem alten Hause, es gedeiht einmal kein Glück darin. Sobald Herr Roßdall nur hier ist, macht sich die Sache schon anders. Hätte der Arbeitsmann nicht sein eines Kind verloren, wäre vor allen Dingen die liebe, theure

Frau Roßdall uns erhalten geblieben, so würde der Brand ein wahres Glück sein. Es war ein gräuliches Haus. Herr, mein Gott, was für Thränen sind darin geweint, man hätte denken sollen, es hätte gar nicht zu brennen brauchen, es hätte von all dem Elend längst von selbst zusammengebrochen sein müssen. Nun ist es fort, weggefegt von der Erde und das ist ein Glück, gut versichert war es auch."

Nachdem der Bauer von dem alten Herrn wahrhaft fürstlich beschenkt war, wandte man sich dem Knaben zu, der jetzt still, aber etwas ängstlich auf dem Schoße des Vaters saß. Noch immer sprach Richard kein Wort, nur wieder und wieder streichelte er mit den zitternden Händen das blonde Haar und die Wangen seines Lieblings und man fing doch an, ihn mit etwas Bedenken zu betrachten. Die Apathie, die gänzliche Kraftlosigkeit, welche der ungeheuren Anstrengung folgten, nahmen sichtlich zu. Er ging mit in das Zimmer, wo Felix zur Ruhe gelegt wurde, und legte, nun zum Tode ermattet, sich auf ein dastehendes Bett, wo er endlich nach Tagen und Nächten in einen tiefen Schlaf fiel.

Als die Stunde der Abreise kam, wagte Niemand ihn zu wecken. Der Arzt widerrieth es so entschieden, er warnte so eindringlich, daß Herr Schneidler die Verantwortung auf sich nahm, den schweren Gang allein zu gehen und Alles im Sinne Richards nach bestem Bemühen zu erforschen und zu ordnen.

Man hatte auf die von Herrn Schneidler erlassene Ordre mit dem Leichenbegängniß gewartet, bis derselbe eintraf, aber der Sarg war schon geschlossen, der alte Mann sah die schönen Züge nicht wieder, die in ihrer kindlichen Reinheit ihn so oft entzückt hatten.

Eva war schon am Morgen vorher abgereist, vernahm die Kunde nicht mehr, daß Felix gerettet sei. Wahrscheinlich hatte sie in einem erklärlichen Gefühl der Gereiztheit gegen ihren Schwager, welcher Veronika als ein so unerbittlicher Richter gegenübergestanden hatte, demselben nicht begegnen wollen an einem Orte, wo Frieden und nur Frieden denen, die wir geliebt haben, ein würdiges Geleit geben kann.

Der Ortsgeistliche war ein alter, würdiger Mann, wohl geeignet, Vertrauen zu erwecken, und

Eva in ihrer leichten und offenherzigen Art hatte ihm auch ihr bedrängtes Herz geöffnet, als dem einzigen Menschen, der in so schwerer Stunde rathend und tröstend ihr zur Seite stand. So fand Herr Schneidler denselben nicht allein in genauer Kenntniß der sämmtlichen Familienangelegenheiten der Verstorbenen, sondern er konnte auch über das specielle Verhältniß zu ihrem Gatten, wie dasselbe sich seit Geltorp's plötzlichem Erscheinen gestaltet hatte, ungeahnte und betrübende Auskunft geben. So starr, so unversöhnlich, ja geradezu unvernünftig, hatte der alte Herr sich Richard nicht vorgestellt. Was mußte Veronika's starkes Herz gelitten haben, ehe es brach! Vor seiner Phantasie erhob sich die junge, blühende Gestalt, diese zärtliche Mutter, dies liebende Weib, bestimmt zu einem langen und segensreichen Leben, und der alte Mann wollte es gar nicht begreifen, daß sie gestorben, so gestorben war, so einsam, so verlassen und gebrochen!

Er fand es deshalb menschlich und begreiflich, daß auch Eva sich lossagte von ihrem Schwager; zürnte er ihm doch selbst im Herzen, als er hörte, wie gering Veronika's Schuld und wie schwer

ihre Buße gewesen war. Fast schien ihm Richard des Vermächtnisses nicht werth, was Eva für ihn von den erkaltenden Lippen empfangen hatte: den letzten Gruß warmer, verzeihender Liebe, ein Friedensgeleit auf seinem künftigen Wege. Auch Eva hatte sich nicht entschließen können, es zu überbringen, denn sie hatte den Geistlichen gebeten, überall, wo es nöthig werden sollte, den Vermittler zwischen ihr und ihrem Schwager zu machen und ihm deshalb getreulich Bericht gegeben über Alles, was Richard berühren konnte. Erst nachdem sie unter Beistand des Pfarrers die letzte liebende Sorge für ihre Schwester gehabt, und ihre Bestattung angeordnet hatte, war sie abgereist, früh genug, um nicht Richard Aug in Aug und dann vielleicht voll vorwurfsvoller Bitterkeit gegenüber treten zu müssen.

Nun kam er gar nicht; die Liebe, die er gebieterisch hatte zertreten wollen, erhob sich in alter Macht und Größe und schlug Geist und Körper willenlos in ihre Fesseln. Nur der alte väterliche Freund stand an dem blumengeschmückten Sarge und sprach ein stilles Gebet.

Die beiden Frauen waren in dem Orte an-

gekommen, kaum acht Tage vor Veronika's Tode, beide leidend, wie der Geistliche sagte, und im Anfang sei der Zustand der Madame Duferrier wohl bedenklicher gewesen, als der ihrer Schwester. Sie hatten Homburg sofort nach dem schrecklichen Ende ihres Vaters verlassen, eine befreundete Familie, voll Theilnahme für die verzweifelte Lage der beiden Schwestern, hatte es übernommen, dort Alles zu ordnen, was bei derart traurigem Vorfall unerläßlich ist und die Schwestern waren, schon um dem Gerede und der müssigen Neugier sich zu entziehen, deren Gegenstand sie unabänderlich geworden wären, in aller Stille abgereist.

So waren sie angekommen und hatten in dem kleinen Ort am Züricher See ausgeruht von den Eindrücken und schmerzlichen Erlebnissen der jüngsten Zeit. Der Zug der Fremden berührte das Städtchen nicht, es bot noch nicht genug Comfort, um den Reisenden die Naturgenüsse mundgerecht zu machen, es bot nichts als seine Lage an dem lieblichen See und die Gewähr einfacher Bedürfnisse. Der Geistliche hatte die beiden Damen in den ersten Tagen ihres Aufenthalts nicht ge-

sprochen, er hatte sie aber häufig auf Spazier=
gängen gesehen und bemerkt, daß die Eine die
Stütze der Anderen war. Vor einigen Tagen
hatte der Wirth, bei dem sie wohnten, ihm er=
zählt, daß eine Depesche aus Deutschland gekom=
men sei, welche eine schlimme Nachricht enthalten
müsse, denn ein herzzerreißender Schrei war hin=
abgedrungen in den Hausflur, und als seine Frau
in Besorgniß, ob den Damen etwas passirt sei,
sich leise an ihre Zimmerthür geschlichen habe,
sei der Jammer eines verzweifelten Herzens
drinnen laut geworden. Am nächsten Morgen
sei die eine der Damen herunter gekommen, um
ein Glas frische Milch zu bitten, allein sie
habe so sonderbar, so entsetzlich ausgesehen, daß
ihm die Frage entschlüpft sei, ob sie auch ärzt=
lichen Beistand wünsche, was aber die Fremde
entschieden verneint habe. Solche Seelenqual und
solchen Jammer, hatte der Wirth gemeint, hätte
er noch auf keinem Menschenantlitz ausgeprägt
gesehen, obgleich die Dame doch keine Thräne ge=
weint und keinen Seufzer habe laut werden
lassen. Sie hätte indessen augenscheinlich vor=
gehabt, abzureisen, denn sie habe später sich nach

einer Fahrgelegenheit an die nächste Eisenbahnstation erkundigt, und die Magd, die oben in dem Zimmer zu schaffen gehabt, hatte gesehen, wie die eine der Damen die Koffer packte.

Allein sie hatten nicht mehr fort gesollt; am Mittag war heftig die Klingel gezogen — die eine der beiden Schwestern lag bleicher noch als gewöhnlich mit geschlossenen Augen auf ihrem Bett, und als jetzt in Eile nach der Hülfe gesandt wurde, die am Morgen verschmäht war, erklärte der Arzt, daß die schöne Frau todt sei. Ein Herzschlag hatte ihrem Leben so rasch und schmerzlos ein Ende gemacht, daß ihr Scheiden kaum von einem Seufzer begleitet war.

Der Vorfall mit seinen geheimnißvollen Nebenumständen setzte das kleine Gasthaus, in dem wenig Verkehr war und wo die Ereignisse des täglichen Lebens in so ruhiger Weise sich abspannen, in keine geringe Aufregung. Die reine und liebliche Schönheit der jungen Frau, der nun die Ruhe des Todes aufgedrückt war, trug nicht mehr den Ausdruck der Schmerzen, der wie ein Schleier sonst darüber gebreitet lag, man wußte nicht zu sagen, ob körperlichen Leides oder tiefster Seelen-

qnal. Vielleicht war der Jammerschrei, der hinabgedrungen, der letzte Tribut gewesen, den sie dem Erdenleben gegeben hatte, sie sah nun Alles in anderem Licht, denn um die Lippen lag ein friedensvolles Lächeln.

Erst am nächsten Morgen, Gott mochte wissen, nach welchem Kampfe, ließ die Schwester sich den Rath des Geistlichen, des einzigen gebildeten Mannes im Orte, erbitten. Es schien mehr weltliche Hülfe als geistlicher Trost zu sein, den sie verlangte, denn der Pfarrer fand die junge Frau wunderbar klar und entschieden in dem, was ihr zu thun oblag, sie bat nur um seine Vermittelung dazu. Sie mußte natürlich offen ihm ihre Vergangenheit darlegen, schon um ihm die genügenden Gründe für die Vermittlerrolle zu geben, die er übernehmen sollte, und sie begann von ihrem frühesten Denken an.

Sie hatte mit Innigkeit bei ihrer Kindheit und bei ihrem Jugendleben verweilt, bei ihrem friedlichen Leben auf der Eisenhütte in Deutschland unter dem Schutz ihres väterlichen Freundes und der zärtlichen Sorge der Frau, die sie in glücklicher Unwissenheit so lange für ihre Mutter

gehalten hatte. Sie erzählte, in welch inniger Liebe sie mit der Schwester vereint gewesen war, wie sie ein Leben nur gelebt hatten, bis die Liebe Jede einen besonderen Weg zu besonderem Ziel geführt habe, und wie nun dieses auch wieder dasselbe geworden sei in der Aufgabe, einen unglücklichen und verlorenen Vater aufrecht zu halten und ihn dem Leben und seinen Pflichten zurückzugewinnen. Sie selbst sei wohl eigentlich als die körperlich Leidende angesehen, allein ihre Schwester, die persönlich viel tiefer von dem Erscheinen des Vaters berührt sei, da dasselbe ja trennend zwischen sie und ihren Gatten getreten sei, habe in der Stille wohl mehr geduldet. Es möchten zu viel der Schmerzen und Aengste auf sie eingestürmt sein: das Schwanken und Bangen, ob sie dem Gatten sich offenbaren solle, die plötzliche Entdeckung, von so schweren Folgen für sie begleitet, möchten zuerst an der fast riesenhaften Gesundheit gerüttelt haben. Der Schrecken und die neue Schmach, die das Ende des Vaters für sie herbeigeführt und dann der Tod ihres Knaben hatte das letzte Band zerrissen, was sie mit dem Glück und der Hoffnung dieser Welt verknüpft habe.

„Nicht wahr“, hatte Frau Duferrier gesagt, „ein Menschenherz ist geduldig und zäh und erträgt so viel; aber wem Gott darnach die ewige Ruhe giebt, dem hat er wohlgethan.“

Der Geistliche hatte ihr darin beigestimmt, er meinte sogar, die bleiche Frau habe mit einer Art schmerzlichen Neides auf die Ruhe der Todten gesehen und tadelte sie deshalb nicht. „Sie ist ja nun so sehr einsam auf Erden“, meinte er.

„Sie würde bei ihrem Schwager eine Heimath finden können“, erwiederte Herr Schneidler bewegt, „glauben Sie mir, verehrter Herr, der Starrkopf ist gebeugt und sein Herz wie das eines Kindes, nun Gott so vernehmlich angeklopft hat.“

„Wie mir die Dame erschien und nach ihren Aeußerungen zu urtheilen, würde sie keine Heimath dort annehmen“, sagte der Pfarrer. „Und sei[illegible] wir auch gerecht; wenn sie auch wirklich dem G[illegible]ll wehrt, Freundschaft und Vertrauen lassen nicht erzwingen, blühen nicht wieder an der[illegible] Stätte auf, wo sie so schmählich zertreten d. Was verknüpft Madame Duferrier noch mit [illegible]em Schwager, als die Erinnerung, und welch [illegible]limmer Art ist dieselbe!“

„Aber das Kind, das Kind!“ rief Herr Schneidler, „rechnen Sie das für nichts?“

„Es ist nicht das ihre“, erwiederte der Pfarrer. „Ja, hätte die Todte die Kunde noch erhalten können, sie wäre wohl aufgestanden von ihrem Schmerzenslager, hätte, um zu ihrem Kinde zu gehen, selbst dem Tode getrotzt. Ein Mutterherz vermag so viel! Sie hätte um des Kindes willen verziehen, vergessen, geliebt und gesorgt, selbst für den, der sie so grausam mißachtet hatte. Aber Diese! Ihr Herz ist nie erwärmt von dem göttlichen Strahl der Mutterliebe, ihr ist die Todte Alles gewesen, das Kind, was ihr nicht angehört, kann ihr keine Heimath geben, kann die tiefe Kluft nicht ausfüllen, die zwischen ihr und dem Schwager sich aufgethan hat. Ich glaube, das einzige Bedürfniß, was diese Frau noch hat, ist Einsamkeit.“

Herr Schneidler strich ein paar Mal über s rothe, ehrliche Gesicht. „Diese schöne, heitere, l frohe Frau“, sagte er ergriffen; „wer hätte de daß sie jemals müde und lebensatt die Wel würde. Und doch, so sehr ich meinem Fr es wünschte, es ist ihr wohl zu viel zugem

bittend Einlaß in einem Hause zu begehren, was ihr als eine Hölle erscheinen muß; sie würde, weniger sanft und fest als ihre Schwester, sich nicht immer beherrschen können und manchmal Herrn Roßdall Dinge vorhalten, die er um sein und seines Kindes Frieden willen nun doch einmal vergessen muß."

„Das fürchte ich weniger", antwortete der Pfarrer, „ihre Abneigung gab sich nur kund in dem Bestreben, ihren Schwager zu meiden. Der Ernst und die Dringlichkeit, mit der sie mich, als ein Telegramm seine bevorstehende Ankunft meldete, beauftragte, ihm zu sagen, daß die Verstorbene ihre volle Liebe ihm als ein Friedensgeleit für seinen Lebensweg zurückgelassen habe, beweist doch, wie sehr es Frau Duferrier sich angelegen sein läßt, jedem Vorwurf, den er selbst sich machen kann, die Spitze abzubrechen. Und sie ging weiter noch, sie versicherte mich, daß der Segen ihrer Schwester auf derjenigen ruhen würde, die sein vereinsamtes Herz dem Leben und der Freude wiedergewinnen werde."

„Ja, ja, das sieht Veronika ähnlich", sagte der alte Herr und ging, um seine Bewegung nieder-

zukämpfen, im Zimmer auf und ab, „sie war ein capitales Weib. Das hätte keine über sich vermocht, wie nur sie allein. Guter Gott, bildet sich der Richard ein, einen Willen zu haben — ein Kind ist er gegen sie. Das kommt, er will mit dem Kopfe, und sie will mit dem Herzen. Nun ist es vorbei und Gott habe sie selig; das arme Herz will nichts mehr. Aber das glauben Sie mir, verehrter Herr, wenn sie gewußt hätte, wie nöthig sie noch auf Erden war, gerade dem Richard, ihrem Manne, der so hoch einherging; wenn sie es gewußt hätte, daß er doch an ihr und an ihr allein nur hängt, wie er nichts mehr ist und auch nichts mehr wird ohne sie, trotz des Kindes, sie hätte dem Tode noch Trotz geboten und wäre am Leben geblieben für ihn. Sie hat ja nur einen verloren gegebenen Posten geräumt.“

Am Nachmittag nach der stillen Bestattung drängte es den alten Herren heimzukehren; der schöne See mit seinen lieblichen Bergen, all die heitere Schönheit dieser Natur konnte ihn nicht zerstreuen, der Gedanke, daß sie Veronika's einsames Grab umschloß, ließ ihn Alles trauriger erscheinen. Dazu war der alte Herr in Sorgen

um Richard, um ein schleuniges Arrangement im Betreff eines anderen Geschäftslocales, und tausenden Kleinigkeiten, die damit zusammenhingen und von denen Richard in seinem jetzigen Zustande auch nicht die geringste erledigen konnte.

Er nahm Veronika's Reiseeffecten als die einzigen Erinnerungszeichen, die nach dem Brande übrig geblieben waren, für Richard mit heim, ließ sich einen Todtenschein ausstellen und nahm von dem Pfarrer das Versprechen mit, sich sofort an Eva mit der Bitte um eine Copie des Bildes zu wenden, welches diese, wie er wußte, von ihrer Schwester besaß.

Er fand bei seiner Rückkehr seinen jungen Compagnon gefaßter, als er geglaubt hatte; die Krisis war mehr noch eine geistige als eine körperliche gewesen und die todesähnliche Ermattung der ersten Tage machte nun einer langsamen und ruhigen Erholung seiner körperlichen Kräfte Platz. Er hörte mit Spannung jedes Wort von den Lippen seines alten Freundes und nahm den schweren Vorwurf, der selbst in Veronika's letztem Liebesgruße für ihn liegen mußte, mit der Geduld und Ergebung eines Mannes auf,

der da weiß und fühlt, daß er selbst sein Glück mißachtet und weggeworfen hat.

Wie ein leichter, heiterer Sonnenstrahl war Veronika's Lieben und Leben durch sein verdüstertes Dasein gezogen, und wenn er jetzt nicht zurücksank in die starre Abgeschlossenheit früherer Tage, so war es nur die Erinnerung an sie, die ihm noch das Herz erwärmte. Er war gewissenhaft genug, um sich den vollen Antheil der Schuld zuzuschreiben und stark genug, um nicht fruchtlose Reue zur Beschönigung einer Thatlosigkeit zu nehmen, die weder ein Kennzeichen noch ein Vorrecht, sondern nur eine Verirrung des Schmerzes ist. Er konnte Veronika nichts mehr geben, nichts mehr abbitten in Worten und Betheuerungen, sondern nur in der schlichten That. Aber er wußte es gewiß, wenn er milde war im Richten, nachsichtig im Fordern, wenn er vertrauensvoll theilte nach der Absicht und nicht nach dem Erfolg, wenn er den Stolz beiseite legte, der die Knie gewähren, nie nehmen will, der weder bitten noch danken gelernt hat und dadurch eine unüberwindliche Schranke aufbaut zwischen sich und der hilfbedürftigen Menschheit, da nahm er ihre Li

aufs Neue und ihr Geist war es, der da herrschte im Haus und Herzen und segnend das Kind bewahrte vor all den trüben Stunden, die des Vaters Leben verfinstert hatten. Richard machte seinem alten Freunde kein Hehl aus diesem Umschwunge seiner Gesinnung. Nun er es einmal inne geworden war, was Veronika ihm doch gewesen, wie gering ihr Irren war gegen die Fülle des Guten, was sie in sich trug und aus sich herauskehrte, wie Alles, was sein Leben geschmückt und veredelt hatte, doch allein aus der Quelle ihres reinen Gemüthes geflossen war, nun hätte er es für eine Feigheit erachtet, mit dem Bekenntniß zurückzuhalten. Er schrieb unumwunden nur seiner Kälte und Unerbittlichkeit Veronika's frühen Tod zu, er wollte die Eindrücke, die sie durch den Vater empfangen, durchaus nicht als einwirkend dabei anerkennen, denn er sagte sich klar, daß seine Liebe, ja selbst nur seine Billigkeit, dieselben hätten abschwächen können und daß Veronika's Gemüthserregungen gesteigert und zum Theil herbeigeführt waren durch die Angst, wie ihr Mann das Unabänderliche aufnehmen würde.

So fand er es denn gerechtfertigt, daß auch

Eva voll Scheu ihm auswich, wie sehr er sich auch gerade nach derjenigen sehnte, die seiner Gattin so nahe gestanden, der allein sich Alles offenbart hatte, was Veronika's Herz in den letzten Wochen bewegte. Und Eva's Vorsatz, ihm nicht mehr zu begegnen, schien ein unabänderlicher, nicht einmal der Pfarrer in der Schweiz, welchem sie geschrieben hatte, daß sie kein Bild ihrer Schwester mehr besitze, um es Herrn Roßdall zu senden, wußte Auskunft zu geben, wo sie sich aufhielt und welches ihre Lebenspläne waren. Eva blieb völlig verschollen.

Nach wenigen Wochen hatte Richard sich so weit erholt, daß er wieder hinausging und Theil nahm am Leben und seinen Geschäften, ein anderer, wiedergeborener Mensch. Sein Kind war ihm Alles; mit glühendem Dankgefühle nahm er es als ihm aufs Neue geschenkt an, und wenn das Bewußtsein, daß die Geliebte dies Glück nicht mehr mit ihm theilte, auch den Glanz desselben trübte, so beleuchtete es doch desto heller die Größe der Pflichten, die er nun zu erfüllen hatte. Und diese Milde und Zugänglichkeit war durchaus keine einseitige; täglich und stündlich erinnerte er sich

daran, wie viel Raum das Glück in Veronika's Brust für das Unglück Anderer gelassen hatte, wie viel Verständniß für fremde Noth, wie viel Theilnahme an fremder Freude. Sobald er die Kraft fand, hinauszugehen, die Menschen zu suchen, begann er sie zu verstehen. Selbst seinen Geschwistern näherte er sich nachsichtiger und geduldiger; obgleich noch streng geschieden von Alfred in Grundsätzen und Moral, lernte er doch weniger schroff und geflissentlich das Abweichen seiner Meinungen zur Schau zu tragen; er suchte ihm entgegen zu arbeiten, ohne zu verletzen, ihm auszuweichen, statt ihn bei Seite zu schieben. Er fand nun hin und wieder eine Entschuldigung für ihn in der hohlen Erziehung und dem traurigen Beispiel, das seiner Jugend gegeben war, in der ganzen schiefen Stellung, welche er von vornherein als das Kind einer Familie einnahm, die weder ihre gegenseitigen, noch ihre bürgerlichen und socialen Pflichten jemals begriffen hatte.

Aber durch alle das Streben, welches er verfolgte mit dem Willen und der eisernen Kraft, die er sich aus dem moralischen Schiffbruch, den er erlitten, gerettet hatte, zog ein Gefühl un-

säglicher Sehnsucht nach der, die ihm ein neues und besseres Ziel gesteckt hatte. Erst wenn er alle dem genügte, wozu das Andenken an ihre Wünsche und Vollkommenheiten ihn trieb, wenn der Feierabend anbrach, nicht allein draußen, sondern auch in seinem Innern, in seinem Denken, Sorgen und Mühen, erst dann ruhte er aus in der Liebe zu ihr und in dem stillen Schmerz um das Verlorene, das zauberisch schön und glänzend aus der Vergangenheit emporstieg.

Herbst und Winter verflossen ihm in Herr Schneidler's gastlichem Hause, derselbe trug Sorge, daß Richard in steter Thätigkeit blieb, daß alle Mühen, die das Geschäft sowohl, wie der Neubau des Hauses erforderten, seinen Geist in wohlthätiger Aufregung erhielten.

„Ein neues Haus — ein neuer Geist", sagte der alte Herr schmunzelnd, als nach und nach der Prachtbau aus der Erde sich erhob, der des kleinen Felix heitere, glückliche Heimath werden sollte. Denn das war die leitende Idee, die Richard anspornte zu einem Interesse und einer Thätigkeit, die er sonst schwerlich entwickelt haben würde. Aber er glaubte es jetzt, daß eine schöne

und freundliche Umgebung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Entwickelung eines kindlichen Gemüthes hat, daß der Sinn für Kunst und Schönheit früh geweckt werden muß, um seinen veredelnden Einfluß später geltend zu machen und Aug und Herz für tausend Freuden zu öffnen, an denen man sonst arglos vorübergeht. So wenig Behagen und Gemüthlichkeit er selbst gehabt und zu bedürfen geglaubt hatte, bis Veronika ihm alles das gab, so sehr war er darauf bedacht, überall eine Ruhe und Traulichkeit zu verbreiten, die dem Knaben das Haus von vornherein heimathlich machen mußten. Veronika's Geist und Geschmack war es, der in Allem, auch in der kleinsten Anordnung berücksichtigt wurde; die Zimmer nach dem Garten hin, die einst die ihrigen waren, wurden hergerichtet in einer Weise, als müsse die schöne Frau, von so viel Reiz gelockt, ihrem dunkeln Grabe entsteigen und in die sonnige Heimath, an das warme Herz des Gatten zurückkehren.

Die Leute schüttelten den Kopf; nur so wenige verstanden ihn, aber er selbst fühlte sich befriedigt in seinem Thun.

Man hatte Anfangs dem kleinen Felix den Tod der Mutter verschwiegen, Herr Schneidler hoffte, er sollte sie vergessen. Aber Richard, sobald er nur im Stande war, klar und bewußt sein Schicksal zu überdenken, lehnte sich entschieden dagegen auf. Mit Entrüstung wies er den Gedanken zurück, daß sie von irgend Jemand vergessen werden sollte, dem sie im Leben nahe gestanden hatte; am wenigsten von ihrem einzigen geliebten Kinde. Er hätte es angesehen als einen feigen Raub an ihren heiligsten Rechten, der kurze kaum gefühlte Schmerz eines vierjährigen Kindes, dem der Begriff des Todes nicht klar werden konnte, das nicht die ewige Trennung, sondern nur das ungestillte Verlangen des Augenblickes beweint, durfte nicht in Erwägung kommen neben der Pflicht, das Andenken an ihre Liebe als das schönste Besitzthum des kindlichen Herzens wach zu erhalten. So schlief denn die Erinnerung an die Mutter nicht ein, der Vater sprach und redete von ihr, als sei sie stets um ihn und der Knabe gewöhnte sich, bei seinem Thun und Lassen an ihre möglichen oder wahrscheinlichen Wünsche zu denken. Allmählig freilich verschwamm ihr kör-

perliches Bild, er glaubte in jedem schönen, güti=
gen Frauenantlitz das der Mutter zu erkennen,
aber geistig stellte der Vater sie ihm hin in fest
bestimmten Umrissen, ließ sie ihm noch immer als
die Spenderin alles Glückes und aller Freuden
erscheinen, denn jeden Genuß, jede Lust, die man
ihm gab, begleitete Richard mit der Erinnerung,
„so wollte es dein Mütterchen.“ Nie wurde ihr
Name genannt, wenn Richard gezwungen war,
streng oder ablehnend gegen seinen Sohn aufzu=
treten; das nahm er auf sich, als seinen allein:gen
Antheil und nur das Gute kam von ihr.

Im Frühling kam Lady Constanze, sie kam
eigens in ihre Vaterstadt zurück, um Richard ihre
Theilnahme an seinem Schicksal zu bezeugen und
die Ruhe und Innigkeit, womit sie das that, be=
rührte ihn wohlthuend. Er war in keiner Stim=
mung, die ihre Herbigkeit herausgefordert hätte,
sie achtete weniger auf sich, weil sie sich nicht be=
achtet glaubte und indem sie nicht ängstlich strebte,
ihm zu gefallen, genügte sie ihm mehr als je im Leben.

Er beredete Lady Constanze, deren unab=
hängige Stellung ihr die Wahl ihres Wohnorts
gestattete, einen längeren Aufenthalt in ihrer

Vaterstadt zu nehmen und Herr Schneidler knüpfte an die Gewährung dieses Wunsches allerlei Pläne für das wiederaufblühende Familienleben.

Am ersten Jahrestage nach Veronika's Tode besuchte Richard mit dem Kinde ihr fernes Grab; er ließ sich davon nicht abhalten durch des alten Freundes Vorstellungen. „Glauben Sie, die Wunde wäre vernarbt, weil Sie sie nicht mehr bluten sehen?“ fragte er trübe. „Das Grab dort wird eine lindernde Kraft haben, nichts Niederdrückendes.“

Die Pracht des Herbstes schmückte die Abhänge des Sees schon mit bunten Farben und färbte die Matten mit tieferem Grün, der Himmel spiegelte blau sich in den klaren Fluthen, wie damals, wo Veronika die müden Augen schloß. Sie hatte sich noch gefreut an der Schönheit und Lieblichkeit, die sie umgab — Richard sah das Alles nicht, er sah nur sie und sie allein. Hier hatte wohl ihr Blick geruht, ihr Fuß gerastet, hier hatte sie in vergeblicher Sehnsucht wohl heim gedacht an Mann und Kind — und Niemand kam und keine Kunde, als daß sie das Herz des

Gatten verloren habe und daß ihr Kind gestorben sei.

O! und sie war falsch gewesen, diese grausame Kunde — das Kind hätte ihr entgegengejauchzt, das stolze Herz ihres Mannes hätte sich vor ihr gedemüthigt, hätte sie nur die Kraft gehabt, etwas länger zu leiden. Richard lächelte voll Bitterkeit, als er sich auf diesem Gedanken ertappte. Es war etwas von der alten Selbstsucht früherer Tage darin! Warum hatte er sie so lange dulden lassen, warum brach er seinen Hochmuth nicht früher? Seine Liebe würde sie hochgehalten haben, sie würde nicht müde geworden sein, hätte er ihr erlaubt, für ihn zu leben.

Felix schlummerte, ermüdet von der Fahrt, unter Reginens Obhut in demselben Zimmer des kleinen Gasthofes, wo seine schöne Mutter ihren letzten verlangenden Seufzer nach ihm ausgehaucht hatte, als Richard zu dem Ortsgeistlichen gegangen war, um von dessen Lippen noch einmal den Gruß der Liebe zu vernehmen, den die Geliebte ihm durch Eva's Mund gesandt hatte. Vielleicht hoffte er, über Eva selbst eine Auskunft zu be-

kommen, vielleicht wünschte er zu hören, ob er ihre Verzeihung und Versöhnung erbitten könnte.

Der Pfarrer war verreist, allein die Haushälterin, die der schönen Frau und ihres plötzlichen Todes sich gar wohl erinnerte, als Richard seinen Namen nannte, beschrieb ihm den Weg zu dem nahen Kirchhöfe.

„Wenn Sie erst an der kleinen Pforte sind, können Sie gar nicht fehlen", sagte mitleidig die Frau, welche in dem Herrn den Gatten der Verstorbenen vermuthete; „es ist das einzige Grab mit einem schönen Marmorstein, und der Herr Pfarrer sorgt immer, wie er es versprochen, daß es gut gehalten wird und immer Blumen blühen um den kalten Stein."

Richard dankte und ging; wie war ihm das Herz so schwer; selbst die Sorge um ihr Grab ruhte in fremden Händen. Der kleine Friedhof mit seinen Hügeln und Kreuzen lag da, ein Bild der Ruhe und des Sieges über so vieles Erdenleid. Er schien ganz leer — kein Laut regte sich und kein Laut drang hierher an die hochgelegene Stelle, wo die Todten schliefen und das nichtige Gewühl der Menschen unter sich ließen. Die

Gluth der Abendsonne, die noch auf der Höhe lag, färbte den Marmor des Monumentes, das die Grabsteine überragte und ihm winkte, wie ein langersehntes Ziel, mit rosigem Licht, aber der Strahl beleuchtete auch eine zarte, schlanke Frauengestalt, die in tiefe Gedanken versunken an dem Grabe stand.

Richard sah nicht den Himmel über sich, noch das Grab zu seinen Füßen, er sah nur die Frau mit dem schönen, bleichen Gesicht und den todesernsten Augen, — ein seltsamer, ein sinnverwirrender Wahn kam über ihn, zu mächtig wirkte der Eindruck an diesem Orte auf ihn. Keines Lautes, keiner Bewegung fähig, wie erstarrt blieb er stehen, aber seine Augen schienen mit magnetischer Kraft die Frau zu zwingen, daß sie zu ihm hinübersah.

„Veronika", schrie er laut, „Veronika!"

Die Frau schrak jäh und furchtbar zusammen, einen Augenblick hielt sie sich an dem Stein, aber sie gewann schneller die Kraft über sich zurück, als er, sie ließ den Schleier vor ihr Gesicht fallen, machte eine heftige und abwehrende Hand-

bewegung und verließ, in einem weiten Bogen ihn umgehend, den Kirchhof.

Er stand noch und starrte ihr nach, als der steil sich absenkende Pfad hinter dem Kirchhof sie längst seinen Blicken entzogen hatte; sie war ihm erschienen und entschwunden wie eine Traumgestalt, wie seine Phantasie, selbst wachend, sie sich so oft schuf. Und doch war dies Wahrheit gewesen. Als er endlich den Druck abschüttelte, der schwer und lähmend auf seinen Gliedern lag, und dem Grabe zuschritt, sah er neben den Blumen, die augenscheinlich frisch darauf gelegt waren, einen schwarzen Damenhandschuh liegen.

Es war also Eva gewesen, die gekommen war, wie er, an diesem Tage das einsame Grab zu besuchen. Die Aehnlichkeit mit Veronika hatte ihn vollkommen überwältigt, nun sie nicht mehr verglichen werden konnten und er so lange Veronika's Anblick entbehrt hatte und der Gram den lachenden Uebermuth verwischt hatte, der sonst aus Eva's Augen blitzte, schien es ihm den einen kurzen Augenblick, wo er sie vom Abendschein umstrahlt von ferne sah, als ob Veronika auferstanden sei von den Todten, um ihm zu ver-

zeihen und ihn von der Qual vergeblicher Sehnsucht zu erlösen.

Aber sie wandte sich stumm und ging — und das Bild zerrann. Es war Eva, die ihn nicht liebte und deshalb nicht verzieh. Ihr unverhohlenes Erschrecken, ihr rasches Verschwinden zeigte ihm deutlich, daß sie die Brücke nicht wiederherstellen wollte, die er abgebrochen hatte. Und wie konnte sie auch? Was wußte sie von der Wandlung seines Gemüthes, die Veronika mit ihrem Tode erkauft hatte, was von seinem Schmerz und seiner Sehnsucht. Sie wußte und wollte nur wissen, daß er der unerbittliche Richter ihrer Schwester gewesen war, und daß sie selbst einem von ihm verachteten Geschlecht angehörte. Eine Zeitlang schwankte er, ob er es versuchen sollte, sie einzuholen und zurückzuführen, ob er an diesem Ort ihr eine Erklärung geben und dafür ihre Verzeihung fordern solle. Allein, dann sagte er sich, daß er nicht ernten wolle, was er gesäet habe. Richards Sinn war weich geworden, nicht schwach. Nur Felix sollte die alte Regine zu ihr bringen, wenn er sie, wie er fest voraussetzte, bei seiner Rückkehr noch in dem Gasthofe traf, in

welchem sie eingekehrt sein mußte, weil er der einzige des kleinen Ortes war. An das Kind hatte sie ein Anrecht, es war ja Veronika's Sohn, das einzige Wesen, welches Eva noch als sich angehörig betrachten konnte.

So errang er denn seine Fassung zurück; wie es war, mußte es bleiben. Selbst die Folgen menschlichen Thuns sind in so bestimmte Wege gewiesen! Wenn wir zurückgehen auf den Ursprung der Verhältnisse und Beziehungen, die uns mit der Welt verknüpfen, so finden wir immer unsern Antheil daran in den eigenen Neigungen und Entschlüssen, die uns beherrschten, und in dieser einfachen Erkenntniß lag Richards ganze Reue.

Der Mond beglänzte schon den schmalen gewundenen Pfad, der zum Dorfe hinab führte, und streute tausend glänzende Lichter auf die Wellen des Sees, als endlich Richard sich erhob. So einsam er dastand, so ungesprochen und ungehört das Zwiegespräch mit der Geliebten gewesen war, sie mußte doch bei ihm gewesen sein, denn für die glühende Sehnsucht, die er ihr auf das Grab gelegt hatte, nahm er nun Frieden mit hinweg.

Als er unten im Gasthof ankam, war seine erste Frage nach der Fremden, aber Niemand hatte sie gesehen. Die Orte liegen am Ufer des Züricher Sees so dicht neben einander, wie hingestreut sind die Dorfschaften, die einzelnen Gasthäuser und Pensionen. Eva konnte in der Nähe wohnen und ihren Ausflug hierher gemacht haben, ohne Jemand von den Personen zu sehen, die vor einem Jahre ihr hülfreich beigestanden hatten.

Am nächsten Morgen nahm er Felix mit sich hinauf auf den Kirchhof. „Da schläft Dein Mütterchen", sagte er, „und sie sieht es nun im Traum, daß ihr kleiner Felix gekommen ist. Ist es nicht schön hier? Die Sonne kommt zuerst hierher und bleibt noch da, wenn sie unten im Thal die Menschen schon verlassen hat. Die Vögel singen hier vom Morgen bis Abend und die Schmetterlinge spielen über den Gräbern, daß es nicht einsam und traurig hier ist."

Alljährlich wiederholten die Beiden ihren Besuch und jedesmal kam Richard mit der geheimen Hoffnung, Eva da zu finden und so noch einmal in Veronika's lebendig gewordenes Gesicht zu sehen, aber sie erschien ihm niemals wieder. Auch die

Nachfrage bei ihren französischen Verwandten hatte keinen Erfolg; die ausweichenden Antworten zeigten deutlich, daß man keine Auskunft geben wollte.

So blieb denn Alles beim Alten. Das liebende Andenken an Veronika stand in seiner Seele fest und unverrückt, wie der Marmorblock, der ihr Grab deckte; kein neues Bild fand Platz neben dem ihrigen.

Lady Constanze war die einzige Frau, die in nähere Beziehung zu ihm trat, aber das feste und gereifte Freundschaftsverhältniß wußte nichts von dem Hangen und Bangen, welches Richards Herz erfüllt hatte, als Veronika es erweckte. Als Constanze sich in Homburg von ihren Verwandten getrennt hatte und die niederschlagende Gewißheit mit hinwegnahm, daß sie Lord Edwards Liebe nicht besitze, geschah es in dem Vorsatze, ihm fern zu bleiben, um ihn zu vergessen. Die Heimath hat eine heilende Kraft und Richards klares und festes Wesen sollte ihr den verlorenen Halt wiedergeben. Sie wollte die Macht ihres Ideals erproben in seiner Unveränderlichkeit, sie wollte ihre Begeisterung verjüngen und damit die Neigung zu Lord Edward ersticken, die in ihrem Herzen

trotz aller sich dagegen auflehnenden Ueberzeugungen Platz gewann.

Allein sie fand Richard still und unzugänglich; schon das erste Mal, während Veronika's Abwesenheit, wo Unruhe, Reue und Sehnsucht so fremd in sein Gefühlsleben traten, hatte er die stolze Sicherheit verloren, die ihr imponirte. Er war ihr nicht mehr das Bild einer vollendeten und selbstbewußten Kraft, die sich über die Bedrängniß der Menschen, über ihre Eitelkeiten und Nichtigkeiten, wie über die Bedürfnisse des eigenen Herzens erhebt. Er verwehrte mit der alten Abgeschlossenheit jeden Einblick in sein Seelenleben, — er hatte in diesem Augenblicke so guten Grund dazu — aber Constanze fühlte doch, daß er ein anderer geworden war.

Nun sah sie ihn wieder, nachdem das Unglück ihn getroffen hatte Schlag auf Schlag, mit vernichtender Gewalt, bis er zusammenbrach und wieder erstand als ein neuer Mensch. So wie Constanze jetzt ihn sich erheben sah, war er ihr fremd in einer fremden Welt. Sie sah nur die Wandlung, nicht die mächtig bewegende Triebfeder; mit einem Gefühl grenzenloser Vereinsamung, mit

der aufdämmernden Idee, daß sie einem Phantom die warmen, ursprünglichen Neigungen und die unbezwinglichen Rechte der Jugend geopfert, daß ihr äußeres Wesen, nicht wie bei ihm, sich nach dem Gesetz einer inneren Nothwendigkeit gestaltet hatte, blieb sie zurück. Er hatte ihr kein Vorbild sein wollen und ihn konnte kein Vorwurf treffen; folgerichtig wie sein Irren war seine Umkehr, er hatte auf Constanze keine Rücksicht zu nehmen.

Zum Glück wußte er nicht, welchen Einfluß er auf ihr Leben gehabt hatte; Constanze blieb die Beschämung erspart, in mädchenhafter Ueberspanntheit selbst den Auswüchsen eines männlich stolzen Charakters nachgestrebt zu haben. Aber einen neuen Halt hatte sie an Richard nicht mehr gewinnen können, immer machte ein Gefühl der Demüthigung sich in seiner Nähe geltend, sowohl wenn sie mit kindischem Trotz an dem festhalten wollte, was er verworfen hatte, als wenn sie seinen jetzigen Anschauungen sich zuneigte, die der ursprünglichen Anlage ihrer Natur so durchaus conform waren.

Frei und zwanglos gab sie sich nur dem kleinen Felix, die Zuneigung für den Knaben war

echt und neben ihm hatte sich von Anfang an ihr eigentliches Wesen Bahn gebrochen. Allein das Band war doch nicht stark genug, sie an Richards verändertes Wesen zu fesseln; mit unbesiegbarer Gewalt zog es sie nach Bentworth Hall, es war der einzige Ort auf Erden, wo sie ihren Irrthum sühnen wollte. Sie war in halb kindischer, halb hochmüthiger Eitelkeit Lord Edward so lange fern geblieben, sie hatte die Welt durchwandert und vor ihrem Jugendideal gekniet, und zuletzt war doch Edward der einzige und Alles beherrschende Gedanke in Zeit und Wechsel geblieben.

Am Abend vor ihrer Abreise war Felix zum letzten Male bei ihr gewesen; er hatte sie beim Einpacken getroffen und als sie ihre Mappe ordnete, Miß Sarahs hübsches Madonnenbildchen, was sie einst in Homburg gemalt, gesehen. Trotz des Gegenstandes, der der Phantasie eines Knaben wenig entspricht, hatte es einen wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht; Constanze konnte seiner Bitte, es ihm zu geben, nicht widerstehen. Sie hatte sich bereits so gewöhnt, das Original als nur im Zusammenhang mit Lord Edward sich zu denken, daß sie durchaus nicht daran dachte, welchen

Eindruck das Bild auf Richard machen könne, um so mehr, da dieser Eva's niemals Erwähnung that.

Er war nicht zu Haus, als Felix mit seinem Schatze heim kam; der Kleine legte das Bild sorgfältig bei Seite und mußte seine Ungeduld, es dem Vater zu zeigen, bezähmen; am andern Morgen aber nahm Constanzens Abreise Zeit und Gedanken des Vaters wie des Sohnes so sehr in Anspruch, daß des Geschenkes abermals keiner Erwähnung geschah.

Erst am Nachmittag, als Richard allein in seinem Zimmer saß, als er, wie so häufig, wenn er sich unbemerkt wußte, die Erinnerung an Veronika und das Glück vergangener Tage einließ, gab dem Knaben der Wunsch, den Vater zu erheitern, das Bild in die Hand.

Ein Kind zergliedert nicht seine Gefühle, noch forscht es nach der Quelle; so fragte sich Felix nicht, warum er das Bild zu besitzen wünschte, warum gerade diese Mutter ihm so über Alles lieb erschien. Erst der Ausruf des Vaters erklärte den räthselhaft magnetischen Zug des Herzens; die Frau, die zu diesem Bilde gesessen hatte, war Veronika.

XVI.

In dem östlichen Theile der Grafschaft Dorset, wo das Land minder hügelig ist, stand in der schönen und fruchtbaren Ebene, umgeben von Wald und reichen Feldern, eine hübsche kleine Cottage. Einfach und anspruchslos in ihrem Aeußern, ver-
band sie doch damit eine gewisse zierliche Eleganz,
die sich freilich nur in dem sauber und glänzend
haltenen Anstrich der Thüren und Gitterwerke,
den blanken Fenstern mit ihren blüthenweißen
rhängen und den prachtvoll gepflegten Blumen
Gartens, welcher das niedrige Gebäude um-
ß, kundgab. Auf einer sanft sich erhebenden
he gestattete es einen weiten Blick über die
, von blauen Hügelketten begrenzten Saaten
nnte wohl ein sehnsüchtiges Gefühl wecken,
hinauszuschweifen, weiter bis an das Meer,
er — ja wohin?

Vielleicht fragte sich das die schöne, bleiche Frau, die in einem offenen Fenster des Hauses lehnte und deren Augen träumerisch und gedankenvoll dem Zug der Wolken folgten. Es war sehr still um sie, denn obwohl man in der Ferne die Häuser eines Dorfes liegen sah, das Geräusch der Menschen drang nicht hierher, nur der schlanke Kirchthurm sandte seine melodischen Grüße herüber und berührte wohlthätig das Herz der Einsamen. Freilich zogen die gut bestellten Felder sich bis ganz in die Nähe der Anhöhe, auf welcher das Gebäude lag, aber der hübsche, kleine Garten war auf der Frontseite durch eine hohe Mauer mit einem Gitterthor, auf der andern Seite durch hohe und dichte Dornenhecken von der Außenwelt getrennt. Der Weg, welcher heraufführte, ziemlich weit ab von der Hauptstraße, war mangelhaft und augenscheinlich wenig benutzt, man sah, daß hier eine geflissentlich geschaffene und unterhaltene Zurückgezogenheit von der Welt war und nerlei Bedürfniß vorhanden, den Verkehr zu erleichtern.

Es war ein träumerisch weicher Tag; eine Zeitlang hatte nichts den Gedankengang der Dame unterbrochen, die sinnend in die blaue Ferne sah,

kaum daß der Flug eines Vogels die Richtung ihres Blickes verändert hatte. Allein dann drang ein Geräusch zu ihren Ohren, das zu selten war, um nicht ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Ein Wagen, zierlich und leicht, kam den holperigen Weg herauf und hielt etwas später vor dem Gitterthore.

So selten die Erscheinung eines Gastes vielleicht war, der Dame am Fenster schien sie kein freudiges Gefühl zu erregen, sie machte nicht die leiseste Bewegung, ihn zu begrüßen, trieb nicht einmal einen Diener an, zur Bedienung hinaus zu gehen, sondern zeigte durch die tiefe und unmuthige Falte, die sich zwischen den feinen Augenbrauen bildete, daß der Besuch ihr keine Freude, sondern eine Störung sei.

Ein ältlicher, aber noch stattlich aussehender, etwas wohlbeleibter Herr war inzwischen ausgestiegen und klingelte mit einiger Heftigkeit an dem Gitterthor. Seine Augen hatten schnell und forschend das kleine Gebäude überflogen, auch die Dame am Fenster gesehen, die aber so ungestört in die Weite schaute, als ginge der Ankommende und der Zweck seines Besuches sie nichts an.

Eine alte Frau, sehr reinlich und respectabel aussehend, öffnete die Thür und begrüßte den Herrn mit einem tiefen, sehr ehrfurchtsvollen Knix, den er mit einem flüchtigen Kopfnicken erwiederte.

„Wie geht es der Kranken?“ fragte er.

„Wie immer, Mr. Brendal, es ist das ewige Einerlei. Mrs. Duferrier spricht nur das Nothwendige, ißt wie ein Vogel und schläft, glaube ich, gar nicht, denn sie ist noch auf, wenn ich zu Bett gehe, und ich finde sie schon, wie jetzt, am Fenster, wenn ich Morgens in ihr Zimmer trete.“

Der Herr antwortete nicht darauf, er strich wie überlegend ein paar Mal über das geröthete Gesicht und den vollen, grau gesprenkelten Bart, trat in ein Zimmer im Parterregeschoß, dessen Thür die alte Frau dienstfertig aufriß, und ordnete vor dem Spiegel noch einmal seine Toilette, die so sorgfältiger Art war, daß es schien, als ob sie keiner all zu langen Fahrt ausgesetzt gewesen sei.

Nach einem letzten prüfenden Blick über seine immer noch ganz stattliche Gestalt stieg er die Treppe hinauf, schickte die alte Frau voran und ließ bei der Dame sich melden.

Diese hatte ihren Platz behalten, nur den Kopf wandte sie zu seiner Begrüßung, als er in das Zimmer trat, und das ruhige Gesicht war so unbewegt, daß sein forschender Blick auch nicht die leiseste Kunde über die Stimmung der Dame erlangte.

Nichts destoweniger war es eine wahrhaft gewinnende Freundlichkeit, mit welcher er rasch auf sie zuging und ihre Hand an seine Lippen führte.

„Wie geht es Ihnen, meine theure Mrs. Duferrier", fragte er, „warum sind Sie nicht draußen an diesem köstlichen Nachmittage, wie ich es doch so oft und so dringend gewünscht habe?"

Sie zuckte mit einem Ausdruck stumpfer und gleichgültiger Traurigkeit die Achseln und schwieg.

„Sie beleidigen dadurch nicht Ihren Arzt, aber Sie betrüben Ihren Freund", sagte er sehr sanft und freundlich, „warum wollen Sie mir wehe thun, Mrs. Duferrier?"

„Ich lasse Sie gänzlich außer Acht dabei", entgegnete sie, „ich denke, indem ich solche Dinge thue oder lasse, niemals an Sie."

„Sie denken überhaupt niemals an mich“, sagte er mit einem Seufzer.

Sie betrachtete ihn einen Augenblick mit unsäglicher Bitterkeit. „Ich denke jeden Abend an Sie, wenn ich für meine Feinde bete.“

Die lebhafte Farbe seines Gesichtes wurde um eine Schattirung dunkler, er versuchte, ihren Blick auszuhalten. „Sie sind krank“, erwiederte er mild, „Ihr getrübter Blick unterscheidet jetzt nicht Freund und Feind. Aber Sie werden gesunden, werden es glauben, daß das Glück dem Menschen nicht entschwindet, daß es nur andere Formen annimmt, und dann werden Sie erkennen, was ich Ihnen gewesen bin und was ich Ihnen ewig bleiben werde.“

„Und was sind Sie mir?“ entgegnete sie mit mehr Schärfe, als man dem geduldigen Ausdruck ihres schönen, ernsten Gesichtes zugetraut haben würde. „Was sind Sie mir? — ein unberufener Richter, ein wachsamer Kerkermeister, im besten Falle ein nicht begehrter Arzt und Rathgeber. Mit welchem Rechte halten Sie mich hier zurück, mit welchem Rechte machen Sie sich zum Anwalt meiner Angelegenheiten?“

„Mit dem Rechte der Menschenliebe“, erwiederte er.

Sie lachte kurz und bitter. „Mit dem Rechte der Eigenliebe, wollen Sie sagen. Ich bin körperlich gesund, mein Gemüth — was wissen Sie davon, was wissen Sie, wie viel ich gelitten habe und noch leiden kann?“

„Ich weiß, daß Sie nichts mehr leiden sollen, wenn sie vertrauensvoll meinen Schutz durch das Leben annehmen wollen. O! Mrs. Duferrier, warum thun Sie es nicht, warum wollen Sie nach so viel Stürmen unnöthig und allein sich hinauswagen, warum nehmen Sie meine Liebe nicht an, wenn Sie sie auch nicht erwiedern können.“

Ein verächtliches Zucken hob die feine Oberlippe. „Weil ich Sie nicht zu würdigen weiß, Mr. Brendal, und Sie als Arzt, als Arzt der Seele wie des Leibes, müssen das erklärlich finden. Entweder ich bin in Ihren Augen die tief gesunkene und entehrte Frau, als welche Baron Langenbühl mich anklagt, oder das geistig getrübte, beklagenswerthe Wesen, für welches Sie mich ausgeben; in beiden Fällen bin ich nicht im Stande, die Uneigennützigkeit Ihrer Freundschaft zu begreifen.

Aber Sie wissen — ich hoffe das zu Gott —, daß ich keines von beiden, daß ich nichts bin, als eine sehr, sehr unglückliche Frau, der vielleicht zu ihrer eigenen Qual eine peinlich klare Erinnerung und Beurtheilung geblieben ist, und darnach können Sie ermessen, wie ich über Sie denke."

„Wie aufgeregt Sie nun sind!" sagte er und ergriff beschwichtigend ihre Hand; „wäre es denn ein Wunder, wenn der Geist einer Frau so vielen und harten Schicksalsschlägen sich beugte, wenn er in einer natürlichen Erschlaffung nicht mehr die Kraft fände, sich oben zu halten in der Strömung des Lebens? Ich halte Sie nicht für krank, aber absolut nicht für so weit hergestellt, daß ich Sie schutz- und hülflos allein hinaustreten lassen dürfte in die Welt. In dieser Beziehung hat der Arzt schwere Verantwortlichkeit. Es giebt Fälle, wo für körperlich Kranke die Berührung der freien Luft im höchsten Grade gefährlich wirken kann, und genau so verhält es sich mit Ihrem geistigen Zustande, mit der Berührung der Menschen. Sie werfen mir eigennützige Absichten vor, indem ich Sie hier halte; ach, meine theure, geliebte Mrs. Duferrier, es ist die heißeste und treueste Liebe.

Spotten Sie nicht darüber, dies Gefühl hat nichts zu thun mit meinen grauen Haaren und mit den schweren Mühen meines Berufes. Ich halte Sie hier zurück, ja, es ist wahr, aber nur weil ich keine Obhut für Sie weiß; denn ich werde Sie ziehen lassen, wenn Sie mir auf der Welt einen einzigen wahren Beschützer nennen, dessen Händen ich Sie getrost überliefern kann."

Es war etwas Herzliches, ja Aufrichtiges in dem Ton, worin er zu ihr sprach, allein Eva Duferrier ließ sich dadurch nicht täuschen. War ihre Menschenkenntniß eine feinere geworden, hatte sie diesen Mann in seinen Beweggründen besonders durchschaut, sie betrachtete ihn mit unverhohlener Geringschätzung, welche nicht einmal durch das Gefühl von Furcht, welches sie zuweilen beschlich, wenn sie sich allein mit ihm sah, gedämpft wurde.

„Ich wünsche ja diese Ihre Fürsorge nicht, im Gegentheil, ich nenne sie einen Mißbrauch Ihrer Gewalt, und wenn ich keine Klage deswegen erhebe, so geschieht es, weil sie hier ungehört verhallt, weil sie nicht einmal den Saum jener Wälder dort erreicht. Wenn Sie mir immer und immer wieder antworten, daß der Arzt nicht

nach der Zustimmung oder dem Danke seines Patienten zu fragen hat, daß es Ihre Pflicht ist, mich schützenden Händen zu überliefern, so komme ich auf die Angabe zurück, daß es allerdings in England einen Mann giebt, der sich meiner annimmt, wenn nur mein Ruf bis zu ihm dringt, und dieser Mann ist Lord Bentworth."

„Ich kenne gar keinen Mann dieses Namens, meine theure Mrs. Duferrier, ein Aufruf in öffentlichen Blättern ist erfolglos geblieben. Wenn Sie nur nicht irren in Betreff der Persönlichkeit", sagte er, ohne jedoch seine vollständige Sicherheit zu behaupten.

Sie würdigte ihn keiner Antwort, und als er bemerkte, daß sie auf dem Punkte war, in ihren alten Fehler des Stillschweigens zu verfallen, den er deshalb scheute, weil sie ihm damit einen, wenn auch passiven, doch hartnäckigen Widerstand leistete, setzte er rasch hinzu: „Aber warum verweigern Sie mir die Erlaubniß, Ihren Schwager in Deutschland oder Ihre Verwandten in Lyon von Ihrer Lage in Kenntniß zu setzen? Es würde ein geeigneter Schutz für Sie sein, dem ich Sie mit

gutem Gewissen, wenn auch mit blutendem Herzen anvertraute."

Eine leichte Röthe hatte bei seinem Vorschlage sich über ihr Gesicht ergossen. „Sie machen mir das Anerbieten, weil Sie wissen, daß ich nicht darauf eingehe", entgegnete sie stolz, „und im Grunde kann es Sie sehr wenig interessiren, warum ich diese qualvolle Gefangenschaft der Hülfe meiner Verwandten vorziehe."

„Qualvoll", rief er vorwurfsvoll und sah sich in dem hübschen, kleinen Zimmer, dem keine Behaglichkeit fehlte, um. „O mein Gott, wie gern machte ich Ihnen den Aufenthalt zu einem Paradiese, wie glücklich würde ich sein, wenn Sie mich als Ihren Beschützer annehmen wollten, wenn ich auf diese Weise mit Ihnen auf die Obhut Ihrer Verwandten verzichten könnte. Glauben Sie mir, ich würde Sie sicher führen, wenn Sie an meiner Hand wieder hinausträten in das Leben, geschützt durch meinen Namen, behütet durch meine glühende, meine grenzenlose Liebe! Nein, wenden Sie sich nicht ab", fuhr er fort, als sie eine widerwillige Bewegung machte. „Sie müssen es hören, wieder und wieder, wie theuer Sie mir

Bayerische Staatsbibliothek München

sind, wie ich Alles, was ich bin und besitze, zu Ihren Füßen lege und dafür nur das Recht haben will, Sie zu führen und zu stützen."

„Mr. Brendal", sagte sie langsam und ernst, „hören Sie mich an, Sie wissen es, daß ich mit ungetrübtem Bewußtsein und festem Willen zu Ihnen spreche. Ich liebe Sie nicht und werde Sie nicht lieben, mein Herz ist gekettet mit unzerreißbaren Banden an das Andenken meines Mannes. Kühlt diese Versicherung Sie nicht ab? So lange ein Athemzug und ein klarer Gedanke in mir ist, werde ich mich sträuben, Ihnen anzugehören, ich ziehe den Gram der Gefangenschaft dem Elend an Ihrer Seite vor. Sie können meine körperliche Kraft brechen, meine Seelenkraft nicht, sie hat schwerere Proben bestanden. Ich sehne mich hinaus, wenn ich mir selbst auch nicht angeben kann, wohin; denn Lord Bentworth sollte nur das Mittel, nicht das Ziel meiner Befreiung sein. So lange also keine bestimmte Sehnsucht mich ergreift, kann ich den Aufenthalt hier ertragen; ja es giebt Tage, wo mein Elend so groß ist, daß diese Einsamkeit, weit entfernt mich zu schrecken, mir wohlthut. Und nun, nachdem ich

Ihnen das gesagt habe, nun Sie wissen, daß keine Einsamkeit, keine Entbehrung, die Sie in Zukunft über mich verhängen könnten, meinen Widerstand brechen wird, sind Sie nun nicht geneigt, mir mein Recht angedeihen zu lassen und mich frei zu geben?"

Er sprang auf und ging mit starken Schritten in dem kleinen Gemache auf und nieder, augenscheinlich kämpfte er einen schweren Kampf. „Ich kann nicht", sagte er endlich, „ich darf Sie so allein nicht sich selbst überlassen. Wenn Sie aber auf der Welt keine Stätte haben, die Ihnen angehört, keinen Menschen, der Theil an Ihrem Geschick nimmt, wenn Sie wirklich so fremd und allein auf Erden stehen, wie Sie sich den Anschein geben, und dazu die Einsamkeit nicht scheuen, sondern sie suchen, warum betrachten Sie dann diesen Aufenthalt hier nicht als eine Heimath, warum lassen Sie meine heiße Liebe sich nicht gefallen, bis vielleicht die Zeit kommt, wo meine Ergebenheit ein freundliches Gefühl in Ihnen weckt?"

„Mit solchen Sophismen ließe sich am Ende jeder Kerker in eine Heimath verwandeln", rief sie bitter. „Ich verlange hinaus, weil jeder

Blutstropfen in mir sich gegen die Gewaltthätigkeit empört, mit welcher Sie mich zu einer Gefangenen machen, obwohl Sie ihr den schönen Namen einer Schutzbefohlenen geben, weil Sie kein Recht haben, über meine Schritte im Leben zu entscheiden, weil ich in all meinem Unglück mir das Gefühl der Freiheit erhalten will, weil endlich selbst mir die Einsamkeit verbittert wird durch das Gefühl, daß Sie es sind, der sie mir schafft, und durch die Furcht, daß wiederum Sie derjenige sind, der sie unterbricht."

Sie hatte mit einer Leidenschaftlichkeit gesprochen, die auffallend zu ihrem sonst so ruhigen und gefaßten Wesen contrastirte und ihre Schönheit in einem ganz fremden Lichte erscheinen ließ. Seine Blicke hingen eine Zeitlang mit glühender Bewunderung an ihr, erst als sie aus dem raschen Auflodern ihres Gefühls nach und nach in die vorige Ruhe zurücksank, um seine Antwort zu erwarten, kehrte auch seine Besonnenheit wieder.

„Ich glaube es selbst", sagte er mit einem tiefen Seufzer und stützte sein Haupt in die Hand, „Sie sind nicht krank — aber dann bin ich es, Mrs. Duferrier; haben Sie Mitleid mit mir.

Ich habe Sie geliebt von dem ersten Augenblick an, wo ich Sie sah, ich habe auch damals, Sie wissen es, gestrebt, Sie einer drückenden und unwürdigen Stellung zu entreißen. — Sie haben alle meine Sorgen verschmäht."

„Meine Stellung war damals weder drückend noch unwürdig", entgegnete sie ruhig, „was auf mir lastete, war die Erinnerung. Allein ich hätte Ihre Freundschaft vielleicht dankbar angenommen, wenn sie nur einen Schimmer von diesem uneigennützigsten aller Gefühle gehabt hätte."

„Ich gab mehr — ich gab meine Liebe", rief er heftig, „meine Seele, meine Zukunft."

Sie schüttelte den Kopf. „Und ich verstehe und erwiedere nur Freundschaft. Durch die empörende Gewaltthätigkeit, welche Sie sich erlauben, durch die frevle und niederträchtige Lüge, daß Sie mich für geistesgestört ausgeben, haben Sie den Anspruch selbst auf das geringste Maß des Wohlwollens verwirkt, und das einzige Gefühl, welches Sie für sich erwecken konnten, ist eine unsägliche Verachtung."

Einen Augenblick gab der aufflammende Zorn seinem Gesichte einen fast jugendlichen Ausdruck,

er sprang auf und faßte mit fast eisernem Griff die zarten Handgelenke der jungen Frau, die ihm unerschrocken in die Augen sah. „Zuviel!“ rief er, „zuviel! Sie nehmen das zurück, Sie gestehen ein — ach, aber Sie sind ein Weib“, rief er, plötzlich sich besinnend, „ein schönes, unzurechnungsfähiges Weib, was ich liebe — Sie haben nicht die Macht, mich zu beleidigen.“

Er gab sie frei und fuhr in merklich ruhigerem Tone fort: „Ich habe Ihnen gesagt, was ich für meine Pflicht ansehe, Sie, gleichviel ob mit oder ohne Ihren Willen, unter meinem Schutze zu behalten, bis ein Freund oder Verwandter sich findet, mich von diesem undankbaren Posten abzulösen. Baron Langenbühl verleugnet Sie, er würde Sie höchstens den Gesetzen überantworten; Ihre übrigen Verwandten scheinen Sie selbst zu fürchten; Lord Bentworth war, wenigstens bis vor Kurzem, nicht aufzufinden. Bis der Tag kommt, wo irgend ein Mensch sich zu Ihnen bekennt, müssen Sie doch versuchen, sich mit diesem Aufenthalte auszusöhnen; ich habe, gerade in Rücksicht auf Ihren jetzigen Zustand, mich bemüht, Ihnen etwas Anregung zu geben, ich habe mir

erlaubt, Ihnen neue Musikalien und Lectüre mitzubringen. Sie werden in den Mappen, welche unten im Eckzimmer liegen, Zeichnenapparate finden und eine Freundin war so gütig, mir dergleichen weibliche Arbeiten zu besorgen, die den geschäftigen Müßiggang der Frauen bilden. Daneben werde ich Mrs. Brown anweisen, Sie, soweit es irgend Ihrer Neigung entspricht, an den kleinen, häuslichen Geschäften Theil nehmen zu lassen; der Aufenthalt hier soll ein ländlicher, Ihre Gesundheit kräftigender, keine Gefangenschaft sein."

Er erwartete diesmal weder einen Einwand noch einen Dank, sondern ging rasch hinaus und gleich darauf sah sie ihn in dem Garten auf- und abgehen. Das Gespräch war zu Ende ohne ein Resultat für Eva. Sie verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und sank schmerzlich weinend auf einen Stuhl. Als eine Stunde später die alte Frau, die sie bediente, erschien, um ihr anzukündigen, daß in dem kleinen Gartensalon servirt sei und Mr. Brendal sie erwarte, hatte Eva's Gesicht wieder den klaren, milden Ausdruck, den es gewöhnlich trug und der es so unbeschreiblich anziehend machte. Nur ihre Augen zeigten noch eine

leichte Spur vergossener Thränen, es war der einzige Vorwurf, der Mr. Brendal an diesem Mittag noch zu Theil wurde.

Wer sie Beide so dasitzen sah, der hätte sie, wenn auch für kein glückliches — dazu blickten Eva's Augen zu traurig — aber für ein friedliches Ehepaar halten können. Mr. Brendal, der seinerseits ebenfalls seine leidenschaftliche Erregung niedergekämpft hatte, es vielleicht auch klüger hielt, durch Geduld und Mäßigung das Vertrauen der schönen Frau wiederzugewinnen, zeigte, daß er ein sehr gemüthlicher und fein gebildeter Gesellschafter war. Mit richtigem Tact vermied er jedes Gespräch, das den vorher berührten Gegenstand hätte wieder in Anregung bringen können, jeden Gedanken und Meinungsaustausch. Er beschränkte sich darauf, Eva zu unterhalten, er sprach von Politik und Kunst, erzählte ihr von seinen Reisen und Erlebnissen, und that das mit viel Geschick, manchmal mit fesselndem Reiz.

Nach dem Essen bat er sie, den Kaffee draußen mit ihm zu nehmen. „Es ist so schön im Freien", sagte er, „für Frohe wie für Traurige, für Kranke

wie für Gesunde. Wenn Sie auch mit mir oder dem Schicksal grollen, Sie werden es doch dem blauen Himmel über Ihnen und den Blumen umher nicht entgelten lassen." Draußen las er ihr vor, er war unerschöpflich in Aufmerksamkeiten und ließ sich weder durch ihre Schweigsamkeit, mit der sie nur die nöthigen Antworten gab, noch durch ihre kurze Weigerung, einige von den Musikalien zu versuchen, verstimmen. Die einzigen Worte, welche sie später bei anbrechender Dämmerung an ihn richtete, war die Frage, wann er abzureisen gedenke.

„Heute nicht mehr", erwiederte er, „ich beabsichtige, diese Nacht hier zu bleiben, ich wünsche Sie länger zu beobachten und zu beurtheilen, in wie weit Ihr Verlangen, diesem einfachen Asyle zu entkommen, zu rechtfertigen ist."

Sie erschrak so sichtbar, daß es ihm nicht entgehen konnte. „Ist der Gedanke Ihnen denn so furchtbar, mich eine Nacht als Gast unter diesem Dache zu haben?" fragte er etwas verletzt.

„Ja", erwiederte sie kurz.

Er trat auf sie zu und indem er ihre Hand ergriff, umschlang er sie mit dem andern Arm

und suchte sie rasch und zärtlich an sich zu ziehen; allein sie befreite sich schnell und mit einem so lauten Ausruf des Entsetzens, daß er verlegen nach der Thür blickte. „Zurück, zurück, berühren Sie mich nicht“, rief sie, von Angst fast außer sich, „oder Sie machen mich zu dem, was ich durchaus sein soll, zu einer Wahnsinnigen!“

Ihr lauter Ausruf hatte Mrs. Brown, die angewiesen war, ihre Schutzbefohlene nie außer Auge zu lassen, herbeigezogen, sie sah befremdet zur Thür herein.

„Es ist nichts“, rief der Arzt ärgerlich, „zudem sind Sie stets überflüssig, Mrs. Brown, sobald ich selbst da bin. Mrs. Duferrier hat wieder einen ihrer Anfälle. Sie haben nur für den beruhigenden Trank zu sorgen, den ich verordnet habe.“

Wer in diesem Augenblicke in Eva's todtenbleiches Gesicht sah, das Funkeln der sonst so ernsten und stillen Augen, der hätte Mr. Brendal Glauben schenken können, und die alte Frau, der so oft Zweifel über den Gesundheitszustand der angeblichen Kranken auftauchten, war einmal wieder ganz von der Behauptung des Arztes überzeugt.

Eine Weile, nachdem die Alte gegangen war, ſtanden die beiden Zurückgebliebenen ſich ſchweigend gegenüber; zuletzt wandte Eva ihrem Gegner den Rücken, ſchritt nach dem Kamin und nahm einen Leuchter herunter, deſſen Kerze ſie anzündete.

„Gute Nacht, Mr. Brendal“, ſagte ſie, „ich gehe zur Ruhe, ich fühle, Sie haben Recht, ich bin ſehr krank. Es war ein ſchlimmer Anfall und er darf nicht wiederkommen, denn ehe ich einer ſolchen krankhaften Aufregung, wie ſie mich eben beherrſchte, noch einmal Gewalt über mich einräume, will ich ſterben. Zum Glück ſieht man, wenn man aufmerkſam iſt, derartige Anfälle herannahen; ich werde deshalb auf meiner Hut ſein und denſelben ausweichen, da ich nicht Kraft habe, ſie zu überwinden.“

XVII.

Sie war ſtill und geduldig geworden, die lebhafte und anſpruchsvolle Eva, der das Leben ſo verheißend ſich erſchloß; in dem Strahl dieſer todesernſten Augen lebte nichts mehr von dem Geiſte, der ſie einſt beſeelt hatte.

Niemand konnte über die ungeheure Verände-rung ein Urtheil abgeben, denn Eva war nie wieder einem Menſchen begegnet, der ſie noch ge-kannt hatte in dem kecken, liebenswürdigen Ueber-muthe ihrer erſten Jugendzeit und in der Fülle des Lebens. Lord Bentworth hatte nicht einmal Zeit gewonnen, ihre äußere Geſtalt von der ihrer Schweſter zu unterſcheiden, geſchweige denn, die außerordentliche Verſchiedenheit ihrer Charaktere zu beobachten; ihm waren die Beiden eins in ihrer wunderbaren Aehnlichkeit und dem Liebreiz, welcher ihn zuerſt in Eva's Bilde berückt hatte

und den er doch gerade in Veronika's Zügen in so vollkommenem Maße wiederfand. Vergleichen konnte er sie nie; als er seinem Versprechen nachkam und mit Miß Sarah die schönen Schwestern in ihrem stillen Asyle aufsuchen wollte, war die eine begraben und die andere abgereist, — seinen eifrigsten Nachforschungen entzogen.

Auch der Pfarrer, der Eva trostreich beigestanden hatte, konnte kein Urtheil haben, wie gewaltig das Unglück in ihr Gemüthsleben eingegriffen haben mußte; er wußte ja nicht, welch ein frohes, unbesonnenes Kind dies starke, willenskräftige Weib gewesen war, dessen schweigend getragener Schmerz ihm nun so gewaltig imponirte. Er war zu den Schwestern erst gerufen, als nur eine noch seiner Hülfe bedurfte, als die andere schon weich gebettet lag zu langem Schlaf. Selbst da noch gewahrte der Geistliche die überraschende Aehnlichkeit der Formen zwischen Beiden, wenngleich in diesem Augenblicke ein so ungeheurer Unterschied des Ausdrucks zur Geltung kam. Denn die bleichen Lippen der schönen Frau, die da oben auf dem Bette lag, lächelten kindesfroh, wie in glücklich gewonnener Sicherheit. Träumte

sie von der Nichtigkeit des Erdenschmerzes, der doch nur kurz währt? Erschien es ihr gering, das Sorgen und Ringen und Entbehren, welches eine Menschenbrust erfüllt, sah sie das Ende jener Qual, die aus den verdunkelten Blicken der Schwester sprach, die regungslos wie ein Marmorbild an dem Bette lehnte, auf welchem die Todte lag?

Die Lebende nahm keinen Theil an dem, was um sie her vorging, es trat von außen nichts an sie heran, und was da innen lebte, fand keinen Weg über die fest geschlossenen Lippen. Soviel wie möglich schonte man sie; die Leute im Hause konnten die erste nöthige Auskunft geben, und das Fremdenbuch zeigte ihre Namen, wenngleich man, immer wieder irre geleitet durch die Aehnlichkeit, nicht ganz sicher war, welches derjenige der Todten war.

Als am nächsten Morgen der Pfarrer wieder kam, fand er eine leise Veränderung in Eva's Wesen, man konnte nicht sagen, ob sie ruhiger war in sich, denn wie am Tage zuvor kam keine Klage über ihre Lippen, keine Aeußerung, die auf ihren Seelenzustand hätte schließen lassen. Aber

sie machte dem geistlichen Herrn nun unaufgefor=dert Mittheilungen über die Vergangenheit und zwar mit einer ungewöhnlichen Standhaftigkeit. Die lange, einsame Nacht an dem Bette der Todten schien ihren Geist gestählt zu haben, den Kampf der Verzweiflung, des ungeheuren Wehes, aus dem ihr Wille siegreich hervorging, hatte Niemand gesehen und Niemand unterstützt. Aber was der Mensch gewinnt aus sich selbst, das bleibt ihm; langsam nur erhebt er sich, wenn es geschieht ohne fremde Stütze, aber sicher. Wer so steht, steht fest und sinkt nicht mehr zurück. Zu der bleichen Frau, die unbeweglich an dem Todtenbett saß, hatte Niemand und Nichts ge=sprochen, als die Nothwendigkeit, sich in das Unab=änderliche zu fügen und ihr Geschick anzunehmen.

Des Pfarrers Versuche, sie mit ihrem Schwager zusammenzuführen, lehnte sie in einer so bestimm=ten Weise ab, daß er nicht wagte, darauf zurück=zukommen. „Ich danke Ihnen", hatte sie geant=wortet, „Sie würden mir damit neuen Schmerz zufügen, anstatt mir Festigkeit zu geben. Wenn Sie selbst mir zur Seite stehen wollen, bis meine Schwester bestattet ist, so haben Sie mehr

für mich gethan, als ich von irgend Jemand erwarten kann."

„Und lebt Ihnen sonst kein Mensch, den Sie zu Ihrem Troste zu sehen wünschen?" fragte er weiter. „Sie werden doch irgend einen Verwandten, einen Freund auf Erden haben?"

Sie schüttelte stumm den Kopf. „Keinen", sagte sie nach einer Weile, „ich bin ganz allein."

„Und Ihre Verwandten in Frankreich?"

Sie verfiel in tiefes Nachsinnen und vergrub das Gesicht in die Hände. „Sie stehen mir zu fern, um in dieser Zeit mir etwas sein zu können", erwiederte sie. „Es leben da nur Vettern meines seligen Mannes, unsere Beziehungen sind rein geschäftlicher Natur."

So wurde jede Möglichkeit einer verwandtschaftlichen Annäherung verworfen, sie schien gar nicht das Bedürfniß zu haben, bei andern Menschen Trost zu suchen. Sie war wie eine schöne im Schmerz erstarrte Statue, und nur, als die Nachricht eintraf, Richard werde zum Begräbniß seiner Gattin erscheinen, trat eine mächtige Bewegung bei ihr zu Tage, so daß der Geistliche einen Augenblick sich der Hoffnung hingab, es

könne eine Versöhnung und ein Ausgleich zwischen Beiden stattfinden. Allein auch dies Gefühl war ein vorübergehendes; wenn sie wirklich einen Augenblick gezaudert und geschwankt hatte, entschied sie doch bald.

„Ich kann und darf ihn nicht wiedersehen", sagte sie, „ich muß mir selbst getreu bleiben."

Als das Frühroth über die Berge leuchtete, zog sie davon. Die Leute im Hause grüßten stumm, als sie an ihnen vorüberschritt und in den Wagen stieg, der sie an die nächste Eisenbahnstation bringen sollte, man wagte gar nicht, sie anzureden, ihre Nähe wirkte gebietend, wie sonst nur der Tod.

Es war an einem frischkalten Herbstmorgen, als sie hinausfuhr in die weite, unendliche Welt, ohne Ziel und Zweck, nur von dem einzigen Gedanken geleitet, Richard zu entfliehen. Das war nun geschehen, und wenn sie auch ein Gefühl hatte, als ob damit Alles erfüllt sei, was ihr zu thun oblag, so drängte doch schon die nächste Stunde ihr Entschlüsse und Bestimmungen auf. Sie war genöthigt, nach einem bestimmten Orte ihr Fahrbillet zu lösen und als sie endlich in

Genf angekommen war, auch ein Unterkommen zu wählen. So viele kleine Anforderungen des täglichen Lebens, denen sie sich nicht entziehen konnte, weil Niemand für sie dachte und für sie eintrat, führten sie immer wieder in das Leben zurück. Ob wir froh oder widerwillig es erfassen, einen gewissen Antheil muß der Mensch ihm zollen.

Eine Zeitlang lebte sie in Genf in einer der zahlreichen Pensionen unbeläſtigt und auch ziemlich unbemerkt fort; fiel hier und da ihre Schönheit auch auf, so zog doch der tiefe, nie wechselnde Ernst, den kein Lächeln verschönte und die Unnahbarkeit eines tiefen, gewaltigen Schmerzes, der in ihrem Gesicht ausgeprägt lag, einen Kreis um sie, den Niemand zu überschreiten wagte. Keiner kannte sie, Keiner redete sie an; der einzige Mensch, welcher in der Gesellschaft sich rühmen konnte, sie gesprochen zu haben, war ein Banquier, bei welchem sie ihre aus Frankreich ihr zufließenden Gelder erhob.

Ihre Gesundheit schien trotz der großen Seelenerschütterungen sich plötzlich gekräftigt zu haben; nun sie kein menschliches Wesen mehr hatte, dessen

Pflege und Fürsorge sie hätte in Anspruch nehmen können, schien sie dessen auch nicht mehr zu bedürfen. Einsame und weite Spaziergänge mußten einen großen Theil ihrer Zeit ausfüllen, nur selten nahm sie ein Buch,. die eigenen Gedanken schienen die fremden immer wieder zu verdrängen, und inmitten des bewegten Lebens schlug doch das Geräusch desselben nicht an ihr Ohr, drängte das Getriebe sie nicht aus ihrer stillen Bahn.

Nur selten ist das Unglück das Läuterungsfeuer für menschliche Wünsche und Ansprüche, viel öfter ist es eine Klippe, an welcher Glaube und Zuversicht unbarmherzig zerschellen, und der dornenvolle Pfad, der so sicher zu Gott führen soll, erstickt die weichen Gefühle des Mitleids und der Hingebung an fremdes Leid. Denn der Schmerz ist tausendmal selbstsüchtiger als das Glück, er ist häufig voll Zweifel, noch häufiger voll Bitterkeit, und in den Vergleichen, die er anstellt, ist wenig Stärke und nichts von Demuth; er schafft sich Raum und Zeit, er gehört sich selbst und ist sich selbst genug, und nachdem er das Gemüth verwundet, hüllt er es in einen Panzer, der es unempfänglich macht für fremdes

Weh. Das Glück, was uns mitten in der Strömung des Lebens, in Verbindung mit geliebten Personen und angenehmen Verhältnissen erhält, drängt uns von selbst tausend Wahrnehmungen fremder Schicksale auf, es macht uns dankbar und weich und wir brauchen den Weg hülfbereiter Liebe nicht erst mit Selbstüberwindung zu suchen. Allein wem einmal die Natur ein warmes, liebevolles Herz verliehen hat, der weiß auch aus dem Unglück sich das Verständniß für fremdes Leid zu retten und sich ihm hinzugeben, und deshalb stand Eva wohl den Fröhlichen fern, aber nicht den Armen und Bedrängten. Ihre ansehnlichen Mittel unterstützten ihren Willen, und wer sie nicht gekannt hatte in ihrer Flatterhaftigkeit und Unbesonnenheit, der würde gestaunt haben über die Ruhe und Mäßigung, die sie nun zeigte.

Ihr Vermögen war in der Fabrik geblieben, welche jetzt von den Vettern ihres verstorbenen Mannes geleitet wurde, und gleich nach dessen Tode hatte Richard ihr gerathen, ihre Gelder herauszuziehen. Allein mit der Sorglosigkeit, die Eva damals noch eigen war und die vor allem Geschäftlichen zurückschreckte, hatte sie das immer

verschoben; darauf nahm das Wiedererscheinen ihres Vaters alle ihre Thätigkeit in Anspruch und später, da sie Richard entfremdet war, hatte sie Niemand mehr, der vermittelnd in dieser Sache für sie aufgetreten wäre.

Aber nun hatte er doch Recht gehabt, wenn er in die Führung der Fabrik kein allzugroßes Vertrauen setzte, denn als eines Tages Eva ihre Gelder erheben wollte, bekam sie die niederschlagende Nachricht, daß die Gebrüder Duferrier in Lyon ihre Zahlungen sistirt hätten. Es war ein plötzlicher Schrecken, eine unangenehme Verlegenheit für Eva; erschütternd wirkte diese Nachricht nicht. Wer erleiden und überwinden konnte, was sie betroffen hatte, dem mußte dieser Verlust gering dünken gegen so viel Größeres. Nachdem der erste Eindruck überwunden war, wandte sie sich an einen Rechtsanwalt in Lyon, mit dem Auftrage, ihre Rechte zu wahren, und begann dann ernstlich darüber nachzudenken, in welcher Weise sie ihren Unterhalt gewinnen könne.

Sie hatte der Gesellschaft zu fern gestanden, um die leiseste Verbindung geltend zu machen; sie kannte Niemand, als den Banquier und auch diesen

nur so wenig, daß es kaum erlaubt schien, ihn um seine Empfehlung und Vermittelung zu bitten. Allein er kam ihr mit seinen Anerbietungen entgegen. Nachdem er sie mit der Ehrerbietung, mit welcher er sie von Anfang an behandelt hatte, gefragt, ob und in welcher Weise er ihr dienen könne und Eva ihm die Nothwendigkeit mitgetheilt hatte, nun selbst für ihren Unterhalt zu sorgen, bat er sie, unter seinem Dache eine Freistatt anzunehmen und zu versuchen, ob sie seinem einzigen mutterlosen Knaben ihre Fürsorge und Liebe schenken könne.

Aber mit einer merkwürdigen Hast und Bestimmtheit lehnte sie das ab, fast fühlte der Vater sich in seinem Sohne, durch die Art, wie sie es that, verletzt.

„Alles, nur keine Kinder!“ rief sie. „Ich will dienen, arbeiten, Launen ertragen, Kranke pflegen, aber Kinder herzen — nein, das kann ich nicht.“

„Sie hatten nie Kinder?“ fragte der Banquier merklich kühler.

„Nie“, erwiederte sie, „ich würde den Ton nicht finden, ein Kind an mich heranzulocken.“

Er sah sie etwas ungläubig zu der Versiche=rung an. „Ich möchte Sie nicht überreden, wenn auch mein Felix ein lieber, hübscher, wilder Junge ist, der sicher Liebe um Liebe gegeben hätte."

Sie hielt sich stützend an der Lehne des Stuhles und als sie abwehrend mit der Hand winkte, sah der Banquier, daß dieselbe zitterte. „Ich kann nicht, ich kann nicht", sagte sie mit einem Ton, welcher plötzlich einen Blick in ein tief und schmerzlich bewegtes Gemüth gestattete, „ich halte standhaft den Anblick jeden Glückes, jeder Qual aus, aber ich würde nicht ausdauern neben einem Kinde."

Er ließ ab, in sie zu dringen, er glaubte sie zu verstehen, wenn er ihre Weigerung mit schmerz=lichen Erinnerungen in Beziehung brachte. Nach wenigen Tagen jedoch kam er mit einem andern Vorschlage — es handelte sich darum, eine alte englische Dame in ihre Heimath zurückzubringen.

Mrs. Bradford war, wie der Banquier ge=hört hatte, eine reiche, alte Dame, die verwittwet und kinderlos in der Familie ihres Bruders lebte, der als verabschiedeter Capitain in nicht gerade

besonderen Umständen mit seiner Familie in London lebte und so ziemlich auf die Generosität seiner Schwester angewiesen war. Man munkelte davon, daß er seinen Abschied nicht gerade in der ehrenvollsten Weise erhalten habe, Capitain Hardy zeigte einen bedenklichen Hang zu Ausschweifungen und schlechter Gesellschaft und das einzige, was die letztere Neigung in Zaum und Zügel hielt, war Mrs. Bradford's lächerliche Anbetung der vornehmen Gesellschaft und der wahrhafte Götzendienst, den sie mit dem Adel trieb. Hohe Familienverbindungen waren das Ziel ihrer Sehnsucht, sie scheute dafür kein Opfer, und ihre Nichte Flora, ein hübsches Mädchen, war dazu bestimmt, die Pläne der alten Dame, die früher schon einmal in empfindlicher Weise Schiffbruch erlitten hatten, zur Ausführung zu bringen.

Diesmal stieß der Banquier auf keinerlei Bedenken bei Eva, sie stellte sich sogleich vor und wurde, da die alte Dame keine große Wahl hatte und ihre Abreise nahe war, trotz des Ernstes und der Melancholie, welche die junge Frau für ihre neu einzunehmende Stellung scheinbar wenig geeignet machten, unverzüglich engagirt.

Es war Miß Hardy, die Nichte der künftigen Gebieterin, welche Eva, nachdem diese gemeldet war, empfing. Miß Flora war eben beschäftigt, einen Brief zu siegeln, als die junge Frau eintrat, und sie vollendete, ohne umzublicken, das Geschäft mit einer Gemüthsruhe, als sei Niemand da, der auf sie wartete. Sie schellte und ging dabei an Eva vorüber, ohne den Gruß derselben zu beachten; bis ein Diener hereintrat, um ihre Befehle in Empfang zu nehmen, machte sie sich vor dem Spiegel zu thun, der über dem Kamin hing und erst, als sie ihre Aufträge gegeben und ihren Schreibtisch wieder geordnet hatte, fiel es ihr ein, von der Anwesenheit der Fremden Notiz zu nehmen.

„Sie wünschen in der Familie placirt zu sein?“ fragte sie hochmüthig, indem sie ihr jetzt eben so dreist ins Gesicht starrte, wie sie bis vor einer Minute noch sie völlig ignorirt hatte.

„Wenn meine Leistungen und mein Wille genügen, ja“, entgegnete Eva. „Man hat mir gesagt, daß ich die Pflege einer alten Dame zu übernehmen habe.“

„Sie sind verheirathet?“

„Gewesen“, entgegnete Eva, und wie sie sich auch bezwang, ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Sie leiden doch nicht etwa an traurigen Stimmungen?“ fragte Miß Flora.

„Ich weiß sie immer zu beherrschen“, erwiederte die junge Frau mit einem Anflug von Stolz. „Ich werde meine Gefühle, soweit sie mich selbst betreffen, niemals meinen Leistungen als lästige Zugabe beifügen.“

„Nun, das läßt sich hören. Es kommt uns allerdings nicht darauf an, was Sie denken, nur, was Sie sagen. Waren Sie glücklich verheirathet?“

Eva erbleichte. „O, Miß Hardy, ich habe Ihnen eben die Versicherung geben müssen, daß kein Gefühl und keine Erinnerung, die mich selbst betrifft, Ihnen lästig werden soll, ich glaube, die Beantwortung der Frage gehört nicht hierher.“

Die Augen der jungen Dame funkelten. „Sie leiden doch nicht an Unverschämtheit?“

„O nein, Miß Hardy, ich verstehe nur, sie zurückzuweisen.“

Ein leises Gekicher wurde im Nebenzimmer hörbar. Eine kleine, alte Frau schlug die Por-

tièren aus einander und rief: „Das ist eine unbezahlbare Eigenschaft, darauf hin sind Sie ohne Weiteres engagirt. Sie werden in meinem Hause Gelegenheit finden, sich damit nützlich zu machen; mir geht dies kostbare Talent leider ab, und Sie glauben nicht, wie oft ich es entbehre.“

Miß Flora war dunkelroth geworden. „Wollen Sie aber nicht Vorsichts halber wenigstens noch einige Fragen thun, oder doch Erkundigungen einziehen, Tante?“ fragte sie ungehalten. „Es wäre doch unverantwortlich, wenn man Sie so ohne Weiteres einer wildfremden Person überließe.“

Die alte Frau kicherte wieder schadenfroh. „Es ist oft recht angenehm, Flora, wenn man die Leute nicht allzu genau kennen gelernt hat. Und ohne Weiteres? Die junge Dame sieht gar nicht so unverständig aus. Wie alt sind Sie?“

„Acht und zwanzig, Madame.“

„Unmöglich!“ rief Miß Flora. „Sie sehen wenigstens viel älter aus. Wenn Sie es wegen der Stelle sagen, Mrs. Bradford legt gar kein Gewicht darauf, eine noch jugendliche Gesellschafterin zu haben.“

„Das Unglück altert, Miß Hardy“, sagte Eva schmerzlich, „und mein Herz ist noch viel älter als mein Gesicht.“

Die alte Dame ging über die Erörterungen mit einer raschen Entscheidung hinweg. „Mir gefallen Sie so, wie Sie sind; halten Sie sich fertig, mich übermorgen von hier fort und wieder nach London zu bringen. Es ist eine Dummheit von meinem Bruder, daß er England überhaupt verlassen und mich hierher gelockt hat. Man konnte nicht allein dasselbe, man konnte viel Besseres in Dorset haben.“

Miß Flora sah etwas unruhig zu ihr hinüber. „Ja, Tante, Sie werden doch nicht etwa den Einfall haben und dorthin gehen? Wenn ich das wüßte, verzichtete ich viel lieber auf den Aufenthalt hier und ginge mit Ihnen. Sie könnten sich ja, Gott weiß, welchem Zusammentreffen aussetzen und sich vor Aufregung den schönsten apoplectischen Anfall zuziehen!“

„Wer will denn schon dahin?“ fragte Mrs. Bradford gereizt, „wozu überhaupt diese Erinnerung? Ich wollte nur sagen, daß man gar nicht so weit zu gehen braucht, um Alles das und noch

viel mehr zu haben, als man hier sucht. Also übermorgen treten wir unsere Reise an", fuhr sie, zu Eva gewandt, fort, „ich setze voraus, daß Sie pünktlich sind."

Sie abwartete kaum Eva's zustimmende Verneigung und huschte mit einem kurzen, aber nicht gerade unfreundlichen Kopfnicken hinter die Portière zurück.

Von tausend unruhigen Gedanken bestürmt, ging Eva langsam ihrer Wohnung zu. Das neue Mißgeschick, was sie in Abhängigkeit und Dienstbarkeit stürzte, war so überraschend schnell gekommen, daß ihr nicht einmal die Zeit blieb, eine vortheilhafte Wahl zu treffen. Das Anerbieten des Banquiers wäre an und für sich ein viel angenehmeres gewesen; sie kannte ihn als einen liebenswürdigen und ehrenhaften Mann, sie stand da unter keiner launenhaften Gebieterin, sondern vertrat die Hausfrau. Aber ein Kind, ein Knabe, der Felix hieß, der wild und zärtlich war wie der, den sie einst in Richard Roßdall's Hause geherzt hatte, der ihr immer und immer wieder die glückliche Vergangenheit zurückrufen würde, — tausendmal lieber wollte sie die Kränkungen über-

winden, die ihr in der neuen Stellung bei Mrs. Bradford durch Miß Flora wahrscheinlich reichlich zu Theil wurden.

Als Eva so sinnend ihrer Wohnung zuging, ritten zwei Herren an ihr vorüber, welche von ihr freilich nicht beachtet wurden, deren einer aber gewaltsam ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkte, denn das Pferd sprang, wahrscheinlich durch einen jähen Ruck am Zügel, zur Seite und eine ihr wohlbekannte Stimme rief laut und im Tone unverkennbarster Ueberraschung: „Eva!“

Ein einziger flüchtiger Blick genügte, um sie zu überzeugen, daß sie sich nicht geirrt hatte, es war Baron Langenbühl, der sie erkannt hatte. Mit einer Hast und Unruhe, die sie nun schon lange aus ihrem Wesen verbannt hatte, zog sie sich eiligen Schrittes noch tiefer in die Promenade zurück, die nur für Fußgänger war und wohin der Reiter ihr nicht folgen konnte. Fast athemlos langte sie in ihrem Hause an; waren mit seinem Anblick alte Erinnerungen in ihr aufgetaucht, bewegte sie sonst ein Gefühl, sie war unruhiger als seit langer Zeit, und der aufmerksame, prüfende Blick, den sie, was sonst in der

Weise nie geschah, in den Spiegel warf, hätte der Vermuthung Raum geben können, daß sie Vergleiche zwischen einst und jetzt anstellen wolle.

Zeit und Ereignisse, das war unleugbar, hatten eine große Veränderung bewirkt, der lebensfrische, zuweilen übermüthige Ausdruck ihres Gesichts war einer Ruhe gewichen, die ihre Aehnlichkeit mit Veronika noch vollkommener machte und nur der Zug von Müdigkeit, der zuweilen sichtbar wurde, die unauslöschbaren Linien, die der Schmerz um Mund und Augen gräbt, traten fremd und traurig daraus hervor. Der blendende Glanz ihrer Schönheit war abgestreift, aber fesselnd war sie wie je zuvor, es lohnte wohl der Mühe, zu versuchen, ob diese dunklen Augensterne nicht noch schöner seien, wenn sie wieder freudig aufleuchteten.

Die Begegnung mit Langenbühl schien Eva doch unruhig gemacht zu haben; hatte er ihre Spur gesucht, trieb ihn dabei eigenes Interesse oder fremdes? Sie dachte an Richard; die Frage, ob sein Herz sich erweicht habe, ob er über Veronika's Grabe Frieden schließen möchte mit ihrer Schwester, bewegte sie unausgesetzt, und doch, so

wie sie ihn kannte, würde er nicht Alfred zum Boten eines Gefühls gewählt haben, das seinem unbeugsamen Sinne doch immer nur wie eine eingestandene Schwäche erscheinen mußte.

Sie hatte bis dahin die feste Ueberzeugung gehabt, daß nur der gänzliche Bruch mit ihren Erinnerungen ihr die Ruhe und Festigkeit verleihen könne, deren sie bedurfte, um den Weg, den sie sich vorgezeichnet hatte, zu gehen, sie hatte die Heimath gemieden und jede Nachricht von sich fern gehalten. Und nun tauchte plötzlich eine Gestalt aus ihrem vergangenen Leben auf, die Alles wach rief, was so tief gebettet schien. Eva fühlte, daß sie ihrem Willen untreu wurde, das heiße Verlangen erfaßte sie, etwas von Richard zu hören, wie er den Verlust seines Kindes trug, an den sie noch immer glaubte, und wie Veronika's Tod ihn berührt hatte.

Sie hätte diese letztere Frage sich lösen können, als sie ihm einst auf dem stillen Kirchhofe am Züricher See begegnete; allein damals war sie so tödtlich erschrocken, daß sie die Flucht ergriff und sich nicht eher Rast gönnte, als bis sie ihr schützendes Asyl in Genf wieder erreicht hatte

und dann erst, als die Erschütterung über seinen Anblick nachließ, fragte sie sich, was ihn wohl hergetrieben hatte zu der Ruhestätte einer Frau, welche er viel früher schon aufgegeben hatte, ehe der Tod sie forderte.

War es Reue gewesen? — Eva lächelte schmerzlich, was wußte dieser Mann, so fest in seinem Denken und Handeln, so schnurgerade am Rechten hergehend, ohne zu wanken oder zu strau=cheln, von Reue! Seine Liebe zu Veronika war lange todt; eher hätte das Grab das junge Weib dem Sonnenlicht zurückgegeben, ehe in seinem Herzen die Liebe auferstanden wäre. Zuletzt kam Eva zu dem Resultate, daß wohl äußere Rück=sichten, die er, als nicht formell geschiedener Gatte, noch bindend für sich erachtete, ihn hergeführt hätten und das Andenken an die Todte unbethei=ligt daran war.

Es war sonderbar, daß Richard so im Vorder=grunde ihrer Gedanken blieb, daß sie erst spät, und dann mit einem widerwilligen Schauder sich erinnerte, daß Baron Alfred sie je geliebt, und daß es die einfachste Lösung aller Vermu=thungen war, daß er in seinem eigenen Interesse

ihre Spur gesucht habe. Wenn früher Veronika gemeint hatte, Eva könne seinem Drängen nachgeben, so wurde das in dieser Stunde gründlich widerlegt; was jemals Oberflächliches und Flatterhaftes in ihrem Wesen zu dieser Befürchtung hatte Veranlassung geben können, schien nun dem tiefsten Ernst gewichen zu sein. Sobald sie sich nur erst überzeugt hielt, daß er seiner selbst willen sie hier aufsuche, war sie entschlossen, ihm jede Begegnung abzuschneiden, die freundliche Gleichgültigkeit früherer Zeit, die selbst eine kleine gelegentliche Koketterie nicht ausgeschlossen hatte, schien sich in eine ausgeprägte Abneigung verwandelt zu haben.

Zum Glück stand ihre Abreise vor der Thür; die weite Entfernung würde sie weiteren Nachforschungen entziehen und fremde Umgebung und ungewohnte Pflichten würden, wenn auch nicht gerade mit sanfter Hand, doch die Wunden heilen, die wieder bluteten, weil sie einen Blick rückwärts geworfen hatte.

Am zweiten Morgen stellte Eva sich pünktlich in der Wohnung der Mrs. Bradford ein und fand dort außer Miß Flora noch deren Vater,

einen verschmitzt aussehenden, rothköpfigen Gentleman, der zwar gegen seine Schwester ausnehmend artig und höflich war, aber Eva ungefähr wie zu den vielen umherstehenden Schachteln und Packeten gehörig betrachtete. Offenbar war sie für ihn gar nicht da und Miß Flora verbesserte diesen Fehler, indem sie Eva eine Menge von Winken und Anweisungen gab, von denen eine weniger ruhige Frau völlig verwirrt geworden wäre. Vor allen Dingen wurde ihr eingeprägt, die liebe Mrs. Bradford vor den lästigen und nichtssagenden Besuchen der übrigen Familie zu schützen und in aller Demuth eine Autorität geltend zu machen, falls es Mrs. Bradford einfallen sollte, ihren Aufenthalt in London mit einem andern vertauschen zu wollen.

Eva hatte schon bei dem ersten Besuche gefühlt, welch ein Uebergewicht die Verwandten auf Mrs. Bradford ausübten, wie es eigentlich vielmehr auf das Wohlwollen dieser Menschen, als auf das der alten Dame selbst ankomme; allein sie konnte ihre Natur nicht so weit verleugnen, um nach einer Gunst zu streben, die durch etwas anderes errungen werden mußte, als durch pflichtgetreues

Handeln. Instinctartig fühlte sie, daß sie an Miß Flora eine Gegnerin besitzen werde, und wenn bei Eva mit anderen Schwächen nicht auch die der vorgefaßten Meinung überwunden wäre, so hätte man sich wundern müssen, daß ein Charakter wie der ihrige trotzdem der einmal eingegangenen Verpflichtung treu blieb.

Einmal allein mit Mrs. Bradford, ging übrigens die Reise besser von Statten, als sie geglaubt hatte; es schien der alten Dame zu gefallen, daß Eva so aufmerksam auf ihre Wünsche war, daß sie dieselben errieth und ihnen ohne weitere Bemerkungen zuvorkam, daß sie praktisch, ruhig und von gutem Gedächtniß sich zeigte, wo es sich um die Gewohnheiten und Bequemlichkeiten ihrer Gebieterin handelte.

In London erwartete sie, wenigstens vor der Hand, ein zurückgezogenes Leben; Mrs. Bradford gönnte sich Ruhe bis zum Frühling, wo schon Miß Flora's wegen die Empfangszimmer geöffnet werden mußten, und begnügte sich bis dahin, ihrer Gesellschaftsdame von der glänzenden und wichtigen Stellung der Familie und ihren vornehmen Verbindungen zu erzählen.

Das Haus war eingerichtet mit einem prahlerischen Luxus, der fortwährend an den Parvenü erinnert. Mrs. Bradford erlaubte ihren vorgerückten Jahren nicht die mindeste Bequemlichkeit, welche ihr nicht ganz fashionable dünkte, sie brachte der Idee der Vornehmheit unerhörte Opfer, die ihr Niemand Dank wußte und die vielen Anlaß zur Heiterkeit gaben. Sie stand am Ende eines langen und bewegten Lebens, aber nichts, wenn sie rückwärts schaute, erfüllte sie mit Bedauern, als daß das Schicksal ihr einen Gatten gegeben hatte, der nur einen gewöhnlichen Namen und unbedeutende Verbindungen besaß, und sie somit nöthigte, in hohem Alter noch selbst für das Fehlende, so weit es ging, zu sorgen. Als eines Mittels dazu bediente sie sich ihrer Nichte Flora, die hübsch und dreist, von dem Gelde der Tante unterstützt, alle Anlage zeigte, sich einen Platz in den Regionen zu erobern, nach welchen die alte Frau so sehnsüchtig hinauf schaute.

Dies Streben war übrigens das einzige Band, welches Mrs. Bradford und ihre junge Verwandte verknüpfte, zur Ehre der Ersteren mußte es gesagt sein, daß sie sonst nichts miteinander gemein hatten,

und daß Mrs. Bradford im tiefsten Herzen sogar eine Abneigung gegen ihren Bruder und dessen Familie fühlte, die sie durchaus nicht immer zu beherrschen verstand. Sie wußte recht wohl, weshalb sie gehätschelt, gepflegt und beachtet wurde, sie wußte ganz genau, daß von ihrer Freigebigkeit allein die sorgenfreie und verhältnißmäßig luxuriöse Existenz abhing, deren die Hardy's sich erfreuten. Sie war auch nicht blind gegen Flora's kleinlichen, neidischen Charakter, gegen ihre Herzlosigkeit und Anmaßung, gegen die gemeinen Neigungen ihres Bruders; aber eben, weil die besser geartete Natur der alten Frau sich dagegen auflehnte, machte es ihr Vergnügen, sich diese Menschen zu unterwerfen und manchmal einen Druck auf sie auszuüben.

Leider benutzte sie das Uebergewicht hauptsächlich zu Gunsten ihrer eigenen Schwäche und der damit verbundenen Heirathsprojecte. Miß Flora's Aussichten stiegen oder fielen, je nach dem Range ihrer bevorzugten Bewerber. Der Wunsch, die Tante eines Lords oder Viscounts zu werden, war eine fixe Idee der alten Dame und nur durch Flora zu erfüllen, da keine weiblichen Familienmitglieder mehr vorhanden waren, welche

als Gegengabe der reichen Mitgift einen hohen Rang hätten erheirathen können. Die Hardy's wußten es ganz genau, wonach sie zu streben hatten, wenn sie die Erben der Mrs. Bradford werden wollten, und da das Vermögen ein sehr bedeutendes und das Alter der Dame bereits ein hohes war, so ließ man es sich in der That angelegen sein, ihren Wünschen baldmöglichst gerecht zu werden. Allein die Aussichten in England waren trotz manchen Opfers, trotz vieler, heldenmüthig überwundenen Kränkungen nicht besonders günstig und man hatte deshalb, ohne Mrs. Bradford ahnen zu lassen, wie schwer es Flora doch werde, ihr Ziel zu erreichen, unter allerlei Vorwänden bald kürzere, bald weitere Reisen unternommen, um den geeigneten Freier für die junge Dame zu finden. In Genf, wo die Familie den Winter verleben wollte, schienen wirklich sich süße Bande für Miß Flora anknüpfen zu wollen. Man zog Mrs. Bradford nicht ins Geheimniß, um nicht, wie so oft schon, Klagen oder Vorwürfe zu hören, wenn die Courmacherei auf eine Täuschung hinauslief, und war herzlich froh, als sie nach England zurück verlangte und damit der

Familie freies Spiel ließ. Die einzige kleine Besorgniß, welche Mr. Hardy und seine Tochter erfüllten, ging dahin, daß die alte Frau während der Trennung alte Familienbeziehungen wieder anknüpfen könne, die Flora's Aussichten beeinträchtigten, und man hatte deshalb Eva eingeschärft, sie vor allen verwandtschaftlichen Berührungen zu hüten. Die Warnungen und Befehle, die Miß Flora hatte ergehen lassen, waren zwar allgemeiner Natur gewesen, allein Eva wußte sie sich doch schon nach kurzer Zeit zu deuten.

Mrs. Bradford besaß noch eine Nichte, schöner, liebenswürdiger und einst ihrem Herzen um Vieles theurer als Miß Flora, und sie sollte auch die Erbin sein. Sie war schon in zartem Alter von dem seligen Mr. Bradford adoptirt, sie war sein Herzblatt gewesen und seine Gattin hatte das Kind vergöttert; Niemand wäre es eingefallen, daß sie einst von der Schwelle des Hauses verstoßen würde, das jetzt ihr leisester Wunsch regierte.

Mr. Bradford starb früh; er hinterließ sein großes Vermögen seiner Wittwe, ohne daß es ihm eingefallen wäre, für sein Adoptivkind Laura noch besondere Bestimmungen hinzuzufügen. Mrs. Brad-

ford ließ sie glänzend erziehen, die Natur that noch mehr für sie und als Miß Laura erwachsen war, knüpfte die Eitelkeit ihrer Pflegemutter die hochfliegendsten Pläne an ihre Schönheit. Keine Partie war ihr glänzend und einflußreich genug, sie schaute sich um unter den ersten Familien des Landes für ihren Liebling, und wirklich war es ein Pair, der um die Hand des liebenswürdigen Mädchens anhielt. Mrs. Bradford war auf dem Höhepunkt ihrer glücklichen Erwartungen angekommen, allein sie wurde grausam enttäuscht, als das junge Mädchen erklärte, daß sie ihr Herz einem jungen Schiffscapitain geschenkt habe und fest entschlossen sei, ihn zu heirathen.

Die heftigsten Auftritte fanden in dem Hause statt, wo bisher nur Eintracht und Zufriedenheit geherrscht hatte; Bitten und Vorstellungen auf der einen Seite, Klagen und Vorwürfe auf der andern führten zu keinem andern Resultat, als einem Bruch. Miß Laura ging siegreich aus dem Kampfe hervor, indem sie ihrer Liebe treu blieb; allein sie büßte ihren Platz ein als Kind des Hauses und den noch viel theuerern im Herzen ihrer Pflegemutter.

Mrs. Bradford war durch eine Heirath, wie Laura sie gethan hatte, in ihrer schwächsten Seite verletzt; ihre tödtlich verwundete Eitelkeit vergab den Schritt niemals, und was Laura das Gebot der Liebe hieß, nannte die alte Fran die schwärzeste Undankbarkeit. Jeder Versuch einer Aussöhnung, der in den ersten Jahren gemacht wurde, scheiterte an Mrs. Bradford's Erbitterung und später an ihres Bruders Wachsamkeit. Denn nur kurze Zeit nach Laura's Entfernung hatte Mr. Hardy mit den Seinigen den Platz eingenommen, den sie geräumt hatte, und bis jetzt war er standhaft behauptet. Die Vorwürfe, die Mrs. Bradford dann und wann sich machte, Laura so ganz von dem Genusse eines Vermögens ausgeschlossen zu haben, auf welches doch sie, als die Nichte des verstorbenen Mr. Bradford, in erster Reihe Anspruch gehabt hätte, wußte sie immer wieder mit der Anklage der Undankbarkeit zu entkräften und wurde hierin von Miß Flora glänzend unterstützt.

Dahin hatte auch der Befehl der jungen Dame gezielt, Mrs. Bradford vor Familienberührungen zu hüten; sie hatte in letzter Zeit die Bemerkung

gemacht, daß das Alter die Tante nachgiebiger und schlaffer machte und daß Laura's Sehnsucht nach einer Aussöhnung wuchs.

Allein gerade nun Eva den Sinn dieser Warnung begriff, war sie taub dagegen; es gab nichts in der Welt, was ihrem Gefühl mehr widersprochen hätte, als Unversöhnlichkeit, keine Verirrung des Gemüths, der sie so schwere Verantwortung zuschrieb. Sie vor allen Anderen wußte es, wohin Härte und Unerbittlichkeit treibt, wie sie das Leben aller Freuden entblättert. Sie konnte das Vergehen der jungen und liebenden Frau gar nicht so unverzeihlich finden, und sobald einmal Mrs. Bradford von der Frau des Capitains Moore gesprochen hatte, sobald nur Eva das Recht gegeben war zu reden, wurde sie die treue und kluge Fürsprecherin der Verstoßenen. Sie ging dabei sehr vorsichtig, sehr besonnen zu Werke, sie widersprach nicht, sie suchte nur Milderungsgründe, sie appellirte an die mütterliche Liebe, die den kindlichen Gehorsam übertreffen soll, und ihre klare und milde Beurtheilung schaffte einer ganz neuen Anschauungsweise Raum. Keine schädliche, entgegen-

wirkende Einflüsse störten ihre Bemühungen. Mrs. Bradford's Gemüth erfrischte sich fühlbar unter dem belebenden Hauche einer großen und reinen Seele, und aus den Anklagen gegen ihre Nichte klang allmählig die Sehnsucht nach ihr.

Gegen Ende des Winters wurde das stille Leben im Hause durch einen Besuch unterbrochen, der Mrs. Bradford förmlich verjüngte und sie in Zeiten zurückversetzte, die sie noch immer die glücklichsten ihres Lebens nannte, weil sie das innige und ungetrübte Verhältniß zu ihrer Pflegetochter in sich schlossen. Dieser Besuch war ihr früherer Arzt, der seit einigen Jahren in Dorset lebte, ein Mann, der nicht allein durch seine ärztliche Wissenschaft, sondern auch durch sein angenehmes Wesen und seine angesehene Stellung allezeit ein willkommener Gast des Hauses gewesen war. In diesem Augenblick hatte Mrs. Bradford ein erhöhtes Interesse an seinem Besuche, es schimmerte, so sehr sie es auch verheimlichen wollte, durch jede Frage und jede Bemerkung, und dieses Interesse betraf die Frau des Schiffscapitains Moore, welche ebenfalls in Dorset lebte.

Ohne daß er es ahnte, trug Mr. Brendal

durch seine Antworten dazu bei, den Boden zu bestellen, den Eva's milde Worte urbar gemacht hatten; im Stillen nahm Mrs. Bradford einen Antheil an dem Leben ihrer Nichte, den nur ihr Abscheu vor dem Schiffscapitain noch nicht laut werden ließ. Unwillkürlich betrachtete Eva den Arzt als einen Bundesgenossen, und schon dadurch trat eine gewisse Zwanglosigkeit in ihrem Benehmen gegen ihn ein.

Mr. Brendal war ein starker Fünfziger, ein reicher Junggeselle und bis auf den heutigen Tag der Gegenstand ernstlicher Betrachtungen aller derjenigen Mütter, welche Töchter zu versorgen hatten. Er selbst war ziemlich ungerührt geblieben von den sichtbaren Zeichen des Wohlwollens, welche man für ihn hatte, und schien nicht geneigt, weder sein Herz noch seinen täglich sich mehrenden Wohlstand mit einem der liebenswürdigen Wesen zu theilen, unter welchen man ihm eine Auswahl gestattete, sondern hatte stets unter den Spöttern gesessen, wenn man die Liebe als das allein selig machende Gut des Herzens predigte. Und nun erst, nun der Frühling des Lebens lange hinter ihm lag, blühte unter dem herbstlichen Laube so

mancher bitteren Lebenserfahrung jene Wunderblume auf, deren Existenz er wie ein Märchen verlacht hatte. Man sagt, daß die Liebe um so mächtiger und unbesiegbarer sei, je später sie erwacht; sei es, daß sie in langem Herzensschlummer größere Kraft gewonnen habe, sei es, daß sie in der kürzeren Spanne Zeit, die ihr beschieden ist, ihre Macht zusammendrängt.

Als Doctor Brendal Eva einige Male gesehen und gesprochen hatte und sich bewußt wurde, daß das Gefühl, was ihn wieder und wieder in ihre Nähe trieb, die Liebe war, da dachte er gar nicht daran, sie zu bekämpfen oder zu leugnen, sondern nur, sie der schönen Frau zu gestehen und sie zu gewinnen. Diese Vereinigung von Festigkeit und Geduld, von himmlischer Güte und besonnenem Thun, wie er sie der kränklichen und launischen Mrs. Bradford gegenüber beobachtet hatte, war das Ideal eines Arztes, und Eva's Schönheit, mild wie Mondlicht, ein Glanz, den ein fünfzigjähriges Herz begieriger einsaugt, als den Sonnenstrahl der ersten Jugendpracht.

Als er ihr seine Wünsche vortrug, als Eva gerührt ihm dankte, aber ihm zugleich gestand,

daß sie seine Liebe nie erwiedern könne, weil ihr Herz unauflöslich gebunden sei, weit über das Grab hinaus, da ergriff ihn ein Schmerz, der in seiner freimüthigen Aeußerung zeigte, welche Kraft und Tiefe noch in seinen Gefühlen wohnte.

Mrs. Bradford war ungehalten auf Eva, verwundert über ihren Freund; Beide waren ihr unbegreiflich in dem Festhalten an einem Gefühle, welches sie in solcher Stärke als eine Thorheit bezeichnete, deren Folgen sie in ihrer eigenen Familie genugsam zu beklagen gehabt habe. Dennoch hätte sie eine Vereinigung der beiden Menschen, denen sie stillschweigend ein so großes moralisches Uebergewicht über sich einräumte, gern gesehen; Mrs. Bradford, welche die Liebe für überflüssig erklärte, liebte die Heirathen.

Nach Wochen voll vergeblicher Kämpfe erneute er, und zwar diesmal unterstützt durch Mrs. Bradford's Fürsprache, seine glühenden Bitten.

„Ich werde leben können und müssen, ohne Ihre Liebe", sagte er muthig, als er vor Eva stand, „aber ich kann nicht leben, ohne Sie zu lieben. O, nehmen Sie es doch an, dies Gefühl, nehmen Sie das, was es Ihnen giebt: meinen

Schutz, meine Sorge, meinen Dank. Werden Sie der Schmuck meines Hauses, die spät erblühte Blume meines Herzens; geben Sie mir nur das Recht, Sie zu behüten vor den Stürmen des Lebens! Mrs. Bradford ist alt; wie bald müssen Sie vielleicht einen neuen Platz suchen, um darauf zu dulden und zu kämpfen! Warum verschmähen Sie die liebende Stätte, wo man nichts von Ihnen verlangt, als daß Sie sich lieben lassen?"

„Ich kann nicht, mein Freund, ich bin ja nicht frei", sagte sie traurig und bittend, „mein Weg zieht mich meinen Gedanken nach, und diese Gedanken gehören nicht Ihnen."

Mrs. Bradford verhehlte ihre üble Laune über einen vermeintlichen Eigensinn nicht, der ihr gar nicht zu Eva's sonst so verständigem Wesen zu passen schien. Als Mr. Brendal traurig und unruhig sich verabschiedet hatte, um nach Dorset zurückzukehren, verging eine ziemliche Zeit, ehe es Eva's immer gleicher Geduld und Gelassenheit gelang, das Gleichgewicht der häuslichen Stimmung wieder herzustellen und die Aufmerksamkeit der alten Dame von sich ab andern Personen und Verhältnissen zuzuwenden. Nichts war Eva pein=

licher, als eine Beobachtung oder Beschäftigung mit ihr, mochte sie nun auf die Vergangenheit oder auf die Zukunft gerichtet sein, sie wirkte wie die Berührung einer schmerzhaften Wunde und machte sie unruhig und unsicher.

Mitten in Mrs. Bradford's unbehagliche Stimmung kam eine Nachricht freudiger Art, welche die alte Dame zur Entschädigung in eine angenehme Aufregung versetzte und sowohl Mr. Brendal's unglückliche Liebe wie die versöhnliche Stimmung für ihre Pflegetochter für den Augenblick ganz in den Hintergrund drängte: Miß Flora Hardy war endlich Braut und ihr Verlobter hatte einen Baronstitel zu bieten. Mr. Hardy meldete das wichtige Ereigniß nur in kurzen Worten, weil die Familie dem Briefe in kürzester Zeit zu folgen beabsichtigte; ein Glück für Mr. Bradford's schwer zu zügelnde Neugier, da der lange und schwer auszusprechende deutsche Name, der sich unter der Feder des Mr. Hardy wahrscheinlich noch verunstaltet hatte, unenträthselt für sie blieb.

Es war Eva, welcher die Verantwortung zufiel, Alles für den würdigen Empfang der Familie herzurichten, deren Ansehen durch Flora's Wahl

noch bedeutend in dem Bewußtsein der Tante gestiegen war. Die entzückte alte Frau, endlich am Ziele ihrer eitlen Wünsche, wollte den Glanz ihres Hauses vor dem Bräutigam in ein helles Licht gestellt sehen, der erste Eindruck sollte ihn überzeugen, daß Flora, wenigstens in der Verwandtschaft mit Mrs. Bradford, eine Stellung in der Welt einnehme und daß er nicht gerade zu ihr herabstieg.

Eva zog sich bei dem ersten Wiedersehen der Verwandten taktvoll zurück und als sie am Abend mit Mrs. Bradford allein war und diese ihr wiederholte, was sie aus Flora's Munde über den Verlobten vernommen hatte, welcher der Tante am nächsten Morgen seinen Besuch machen sollte, da war sie abermals nicht im Stande, den ungelenken, abscheulichen Namen auszusprechen. Allein sie wußte die Hauptsache: der Erkorene war schön und liebenswürdig, im kraftvollsten Mannesalter und hatte als einziger Erbe eines älteren, unverheiratheten Bruders glänzende Aussichten für die Zukunft.

Die Familie war am nächsten Morgen frühzeitig zum Empfange des Bräutigams versammelt

und Eva, welche jetzt von Miß Flora noch bedeutend rücksichtsloser behandelt wurde, als bei ihrem ersten Zusammentreffen in Genf, war froh, daß man nichts dagegen einzuwenden hatte, wenn sie in dem vorderen Gemach der langen Zimmerreihe sich aufhielt, wo sie den Wünschen der Mrs. Bradford immer noch leicht erreichbar blieb.

Die Aufregung und Erwartung da drinnen, wenn sie gleich nichts von bräutlicher Seligkeit an sich trug, schloß sie doch noch mehr von der Zusammengehörigkeit zu der Familie aus, als Flora's Rücksichtslosigkeit. Gegen die letztere konnte sie sich vertheidigen, an der ersteren gestattete man ihr gar keine Theilnahme.

Eva blieb also allein, sie stand am Fenster und blickte gedankenvoll in den Nebel, der wie eine compacte Masse die Straße erfüllte und die gegenüber liegenden Gebäude ihren Blicken entzog. So undurchdringlich lag die trübe Zukunft vor ihr, nirgend ein Anhaltpunkt oder ein Ziel!

Ihr schönes Profil hob sich in durchsichtiger Weiße von den tiefrothen Fenstervorhängen, — wie sie so regungslos dastand, die Lider halb gesenkt, hätte man sie für eine Statue halten

können, die zum Schmuck des Zimmers dort hingestellt war. Den eiligen Schritt eines Dieners, der über den teppichbelegten Boden an ihr vorüberhuschte in die vorderen Zimmer und eben so rasch zurückkehrte, beobachtete sie weiter nicht, aber gleich darauf hörte sie ihn einige Worte an eine dritte Person richten, die bereits in der halb offenen Thür gestanden haben mußte.

Langsam wandte Eva das Haupt; ein junger Mann, noch immer auf der Schwelle des Gemaches, starrte sie an — „Eva!“ schrie er und stürzte auf sie zu, „Eva, finde ich Sie hier!“

Seit sie die Krankheit überwunden, als deren nahen Ausgang die Aerzte den Tod bezeichnet hatten, war keine Schwäche mehr über sie gekommen, aber jetzt dunkelte es vor ihren Augen, taumelnd griff sie nach dem Fensterkreuz, um sich daran zu halten und im nächsten Augenblick fühlte sie sich von den Armen des Mannes umschlungen, dem sich zu entziehen sie die letzte Anstrengung machte.

„Nein, nein, Eva, so weisen Sie mich nicht ab“, rief er, „nicht mit dieser Abneigung und Kälte, die Veronika angehört und nicht Ihnen.

Ich muß Aufschluß haben über diese unvorbereitete, über diese trügerische Erscheinung, die Veronika's Züge annimmt, um mich zu erkälten und zu entfernen, ich muß wissen, warum Sie mich fliehen und mir dann und wann erscheinen — dieselbe und doch so verändert."

Sie zitterte so heftig, daß ihm die ungeheure Bewegung ihres Innern dadurch verrathen ward, und selbst in diesem Augenblick war seine Eitelkeit groß genug, um Eva's Erbleichen zu seinen Gunsten zu deuten. „Sie dürfen nicht vergessen, Baron Langenbühl", sagte sie endlich, „daß ich die Tochter des Mannes bin, den Sie entehrender Strafe überliefern wollten, die Schwester der Frau, die Ihr Bruder verachtet und der Sie selbst tief abgeneigt waren. Ich trage nicht allein ihre Züge, ich habe auch ein gutes Theil ihres Charakters, und das Einzige, was in Ihren Augen mich von Veronika vortheilhaft unterschied, meine freie und selbstständige Stellung, ist verloren. Darin die Aehnlichkeit und darin die Veränderung. Mein Vermögen ist verloren und ich bin angewiesen, mir meinen Weg durch die Welt zu suchen; wenn ich mich jeder Nachforschung entzog, so lag darin

der deutlich ausgesprochene Wunsch, diesen Weg allein zu gehen, und Niemand einen Dank für eine Stütze zu schulden, die ich wie ein Almosen hätte betrachten müssen."

Er sah sie lange und zweifelnd an, es war ein so seltsam forschender Blick, daß sie das Antlitz abwendete. „Wie ähnlich Sie Ihrer Schwester sind in Blick und Ton und herbem Wort", sagte er langsam; „Sie nahmen das Leben sonst von einer besseren Seite."

„Wir nehmen es, wie es sich uns giebt", erwiederte sie, und tragen widerstandslos seinen Stempel. Wenn ich es jetzt ernster empfinde, so mag das meine Aehnlichkeit mit Veronika erhöhen."

Er war immer noch in ihren Anblick versunken, angezogen und abgestoßen zugleich, zweifelnd und doch überzeugt durch Thatsachen, aber höchst unangenehm berührt, daß er sie in abhängigen und drückenden Verhältnissen fand. Er schien es vergessen zu haben, daß er gebunden war an Eine, die ihm gerade Dasjenige geben wollte, was er bei Eva so lange und vergeblich erstrebt hatte — vielleicht hatte in seine Berechnung sich doch ein etwas wärmeres Gefühl für die schöne Frau ge-

mischt. Er schien die Anwesenheit des Bedienten völlig vergessen zu haben, der noch immer wartend stand, um die Thür zum nächsten Zimmer zu öffnen und die sichtbare Aufregung der beiden Personen, deren deutsch geführtes Gespräch er nicht verstand, neugierig beobachtete. Aber wenn der Bediente sie auch nicht zu stören wagte, den Wartenden im Zimmer ward es zu lange, Mr. Hardy steckte forschend sein weingeröthetes Gesicht zur Thür herein und blieb erstaunt stehen, als er seinen künftigen Schwiegersohn in so eifrigem Gespräch mit Eva fand.

Im Augenblick war Baron Langenbühl ernüchtert; er bat Mr. Hardy um Entschuldigung, gab die kurze Erklärung, daß er in Madame Dufferrier eine Dame gefunden, die ehemals dem Hause seines Bruders attachirt gewesen sei, und folgte mit dieser halben Wahrheit seinem zukünftigen Schwiegervater in das Geschäftszimmer, um seine Braut zu begrüßen und der Erbtante vorgestellt zu werden. Allein, trotz der Mühe, die er sich gab, blieb er zerstreut; Eva's Erscheinung, ihre seltsame Veränderung und vor Allem ihr Schicksalswechsel wollten ihm nicht aus dem Sinne. Er ver-

hehlte sich auch nicht, wie viel anmuthiger sie war, als seine Braut, selbst jetzt trotz des Ernstes, der ihr doch eigentlich widerstrebte, trotz der Müdigkeit und Trauer, die ihrer Schönheit etwas von der einstigen Frische nahm. Wie oft war er nun dem Ziele nahe gewesen, eine reiche Erbin heimzuführen, und immer wieder war es ihm entrückt, sobald er es zu ergreifen meinte. Erst hatte Veronika ihn verschmäht, dann ihm bei Eva entgegengewirkt und nun sie todt war und Eva unbeeinflußt stand, schwand der Reichthum dahin, wie ein verwünschter Schatz.

Allein, je reiflicher er überlegte, je offener gestand er sich doch ein, daß unter den obwaltenden Verhältnissen Eva's Besitz nicht mehr wünschenswerth für ihn sein könne, und mit einem Male drängte sich ihm sogar die Frage auf, inwiefern eine Begegnung mit ihr für seine jetzigen Pläne verhängnißvoll werden könne.

Er hatte seinen Stiefbruder für unverheirathet und kinderlos ausgegeben, um dadurch seine eigenen Aussichten glänzender darzustellen; wie leicht konnte Eva des kleinen Felix Erwähnung thun und damit Mr. Hardy noch umstimmen. Außer-

dem hatte er genug von der Eitelkeit der alten Mrs. Bradford gehört, um nicht fürchten zu müssen, daß dieselbe Einsprache thue, wenn sie von so manchen Vorgängen in der Familie erfahre, sowohl von dem Leben seiner Eltern und seinen eigenen derangirten Verhältnissen, wie von dem fatalen Umstande, daß seine Schwägerin die Tochter eines Galeerensträflings gewesen war.

Alle diese Gedanken wirbelten in seinem Kopfe und machten ihn zerstreut und unsicher, und als Mr. Hardy unbefangen auf seine Bekanntschaft mit Eva zurückkam und dadurch eine sehr merkliche Verlegenheit bei ihm hervorrief, gerieth Flora's Eifersucht in helle Flammen. Ihr hatte Eva schon in Genf einen unangenehmen Eindruck gemacht, denn wie sehr sie sich auch dagegen auflehnte, die einfache, ruhige Würde der jungen Frau imponirte ihr doch, und es schien fast unmöglich, sie zu demüthigen. War sie ihr als eine Art Nebenbuhlerin schon bei der Tante lästig, so war sie ihr als solche bei dem Verlobten unerträglich, und ohne eine gerechtfertigte Veranlassung ging ihre Abneigung mit der Consequenz kleinlicher und neidischer Seelen in wirkliche Gehässigkeit über.

Der erste Besuch verlief daher unbefriedigter und ungemüthlicher, als alle Theile sich gedacht hatten. Mrs. Bradford's Vorstellungen von dem Empfange eines hochgeborenen Neffen, von seiner respectvollen Annäherung und der würdevollen Rolle, die sie sich selbst dabei zutheilte, zerfielen so ziemlich in nichts; die feierlich so oft herbeigesehnte Stunde hinterließ gar keinen Eindruck.

Bei Alfred behielt eine grenzenlose Unruhe Platz; er sehnte sich, Eva zu sprechen und war doch nicht einig mit sich, was er ihr zu sagen und von ihr zu fordern hatte; er war unsicher, wie er sie zu behandeln hatte, als eine Freundin oder eine Gegnerin. Sie selbst wies ihm bestimmte Grenzen an in einem Briefe, der noch am Abend in seine Hände gelangte.

„Herr Baron", schrieb sie, „wir sind einander begegnet, ungesucht, und wenn wir aufrichtig sein wollen, nicht zu gegenseitiger Freude. Für Sie ist die Bekanntschaft, oder gar Verwandtschaft mit einer Frau, welche in ihren nächsten Angehörigen Kummer und Schande erfahren und für sich selbst mit Dürftigkeit und Verlassenheit zu kämpfen hat, keine besondere Empfehlung in Ihrer

neuen Familie, welche gerade auf wohlgeordnete äußere Verhältnisse Werth legt. Für mich ist eine Berührung peinlich, welche schmerzliche Erinnerungen in mir wach ruft und den Vorwurf nicht zurückdrängen kann, daß sich Vieles anders gestaltet haben würde, wenn Veronika Zeit gegönnt wäre, einen weiseren und würdigeren Entschluß zu fassen, anstatt durch Ihre unberufene und gewiß nicht absichtslose Beschuldigung an dem Tage, wo sie unsern Vater bei sich verbarg, zu einer Verleugnung ihres Schrittes getrieben zu werden, die so folgenschwer für des Hauses Frieden wurde. Wenn schon mein Schwager die Bande zu lösen bemüht war, die ihn mit einer ungeliebten Gattin verknüpften, so zerriß der Tod sie vollends; seit Veronika gegangen ist, fühle ich mich in keiner Beziehung mehr zu ihrem Manne. Vielleicht hätte ich meine Scheu bezwungen, wäre sein liebes Kind am Leben geblieben, dies Kind, welches ich so unaussprechlich liebte. Aber sein furchtbarer Tod überhob mich jeder Versuchung, mich vor dem Vater zu demüthigen, das Grab des kleinen Felix ist die Schutzwehr für meinen Stolz, und ein sicherer Wegweiser für mein Ge-

fühl. Ich weiß es, daß ich an Niemand ein Anrecht habe, als an mich selbst, ich will es nicht verlieren und den einzigen Dienst, die einzige Hülfe, die ich dazu von Ihnen in Anspruch nehme, ist: Schweigen. Lassen Sie die Erinnerung an frühere Zeiten todt bleiben, reden Sie nicht von dem Manne zu mir, der uns seine Verachtung hat so grausam empfinden lassen, nennen Sie den Namen des Kindes nicht, den ich nicht hören kann, ohne der Qual seines Todes zu gedenken. Ich demüthige mich tiefer vor Ihnen, als vor irgend Jemand sonst; ich zeige Ihnen mein schwaches, muthloses, zum Tode verwundetes Herz. Ich bedarf nichts, als Ruhe; — Ruhe liegt im Vergessen und Schweigen, und das Schweigen in Ihrer Hand! Wenn wir einander wieder gegenübertreten, so lassen Sie unser Begegnen fremd und fern sein, mein Dank wird der Rücksicht gleich kommen, mit welcher Sie mich unbeachtet lassen.

Eva.

Der Brief war ihm eine unendliche Beruhigung, seine vielen Bedenken und Befürchtungen waren damit beseitigt. Zu seinem grenzenlosen Erstau-

nen wußte Eva nichts von der Rettung des kleinen Felix und Baron Alfred war viel zu pharisäerhaft klug, um hier ihren Bitten, zu schweigen, entgegenzuhandeln. Der Knabe, den sie in Ermangelung eigener Kinder liebte wie den ihrigen, wäre unfehlbar ein Anknüpfungspunkt zwischen ihr und Richard Roßdall geworden, und Alfred fand eine Versöhnung der Beiden durchaus nicht wünschenswerth. Ein einziger Erbe, und noch dazu in so kindlichem Alter stehend, wie Felix, so manchen Wechselfällen noch ausgesetzt, ehe seine zarte Constitution sich befestigt hatte, konnte gar leicht seinem Onkel den Platz noch räumen; trat aber Eva dazwischen, allerdings nicht mit gesetzlichen Ansprüchen, aber mit den viel mächtigeren der Sympathie, welche ihre wunderbare Aehnlichkeit mit Veronika in Richards tief erschüttertem Herzen erwecken mußte, dann war für Alfred so ziemlich jede Hoffnung dahin.

So begehrenswerth Eva ihm früher erschien, so hatte doch ihr Reichthum ohne Frage die größte Anziehungskraft für ihn gehabt und jetzt, wo zwar ihre Schönheit noch conservirt, aber das Vermögen verloren war, wo selbst in dem flüchtigen

Wiedersehen schon etwas ihn Erkältendes lag, weil die Aehnlichkeit mit Veronika allzu lebhaft hervortrat, jetzt gewann seine Klugheit die Oberhand über die kurze, freudige Aufwallung, die ihn einen Augenblick ergriffen hatte. Ihr Brief hatte ihm die Vortheile klar genug hingestellt, welche er errang, wenn er auf ihren Wunsch einging; ehe eine Stunde Zeit verging, hatte er schon das Bedauern besiegt, Eva gebeugt und abhängig wiedergefunden zu haben. Mit der ganzen Selbstsucht seiner eitlen Natur war er jetzt nur darauf bedacht, die Bekanntschaft mit ihr als eine ganz oberflächliche hinzustellen, und damit jede Nachfrage nach seinen Verhältnissen zu verhindern, bis er Eva zu seiner noch größeren Sicherheit bewogen haben würde, das Haus der Mrs. Bradford gänzlich zu verlassen. Und vor der Hand schien selbst dieser Wunsch überflüssig zu werden; denn mit einer seltenen Beharrlichkeit wußte die junge Frau ihm auszuweichen und schien Berührungen zu scheuen, wie er selbst.

So vergingen Wochen, ehe er nach der flüchtigen Begegnung im Vorzimmer, wo die Aufregung ihr ohnedies nur wenige und abgerissene Worte gestattete, sie wiedersah; und als es dann

endlich geschah, da bewahrte die abendliche Dämmerung, die schon in dem Gemach herrschte, ihn vor der Versuchung, welche einst in dem zauberischen Glanze ihrer Augen für ihn gelegen hatte. Und was sonst hätte die alte Zeit erwecken können — die Sprache ihres Briefes war herb und klar, und den weichen und versöhnenden Klang ihrer Stimme hörte er nicht anders, als in den kurzen, nothwendigen Antworten, welche sie auf die an sie gerichteten Fragen oder Befehle gab. Niemals erschien sie an der Mittagstafel, ihre ausdrückliche Bitte, die mit Miß Flora's rücksichtslos ausgesprochenen Wünschen zusammentraf, enthob sie von dieser Verpflichtung.

Indessen dachte sie selbst ernstlich daran, das Haus der Mrs. Bradford zu verlassen, sobald sie nur ein anderes Unterkommen gefunden hatte, denn die Ankunft des Brautpaars hatte jede Spur von Ruhe und Friedlichkeit, welche sie, trotz der Launen der Mrs. Bradford immer wieder in ihr Zusammenleben zurückzuführen wußte, verbannt. Fortwährende unerquickliche Auseinandersetzungen über die Mitgift und die Zuschüsse Seitens der Tante, spitze Redensarten der übrigen Verwandten, Schwan-

ken und üble Laune der alten Dame machten das Familienleben unangenehm und die Eifersucht Flora's bereitete Eva, selbst in der strengen Zurückgezogenheit, in welcher sie sich hielt, peinliche Stunden. Die junge Dame fand es im Allgemeinen unangemessen, daß Personen in Eva's Stellung so viel Schönheit zur Schau trugen und nannte es aufdringlich, damit in einer Familie zu erscheinen, wo Männer waren, weshalb sie keine Gelegenheit versäumte, der jungen Frau zu zeigen, daß ihre Gegenwart lästig sei.

Eva war längst der stillen Kämpfe müde, die sie auf diesem Terrain zu bestehen hatte, sie bat Mrs. Bradford um ihre Entlassung. Allein diese war wenig gewillt, sie zu geben; sie berief sich auf Eva's eingegangene Verpflichtung, die noch über sechs Monate dauerte. Zu wunderbar belebend wirkte der milde Hauch der Güte und des Friedens, den sie um sich verbreitete, auf Mrs. Bradford's leicht gereizten Sinn, die Trauer, welche sich in Eva's ernsten Augen spiegelte, legte sich niemals beherrschend über ihr Wesen oder drängte sich in fremde Interessen. Dazu war sie die Einzige, mit welcher Mrs. Bradford von der-

jenigen reden konnte, die sie verstoßen hatte und an der doch ihr Herz noch hing, die Einzige, welche Versöhnlichkeit nicht Schwäche nannte, sondern Gottesgebot. Und wenn Mrs. Bradford auch heftig widersprach, wenn sie scheinbar auch ihr Ohr verschloß gegen die erste Fürsprecherin, welche die arme Frau des Schiffscapitains in ihrem Leben gehabt hatte, heimlich labte sie sich doch daran.

Inzwischen wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit eifrigst betrieben, es war Alfred, der darauf drang und mit dieser liebenden Ungeduld seine Verlobte entzückte; die einzige Verzögerung entstand nur durch die noch immer nicht beendeten Verhandlungen über die Mitgift und das Vermögen, ohne jedoch, trotz ihrer Unzartheit, Flora's bräutlichem Gefühl wehe zu thun.

Baron Alfred wünschte ein disponibles Capital zu besitzen und Mrs. Bradford erklärte mit einer ungewöhnlichen Zähigkeit, daß sie Herrin über ihr Vermögen bleiben wolle, daß nach ihrem Tode Flora ein großer Antheil nicht entgehen werde, daß aber bis dahin der bewilligte ansehnliche Zuschuß neben des Barons eigenem Vermögen, das er

ziemlich hoch angegeben hatte, genügen müsse. Umsonst beruhigte ihn Flora mit der Versicherung, daß die alte Dame ihren dahin lautenden letzten Willen bereits niedergelegt habe; Alfred wußte aus Erfahrung, wie launisch Erbschleicherei und Zufall mit solchen Documenten spielen, und wenn der Letztere ihm in solcher Beziehung auch einmal hold gewesen war, so ließ sich nicht voraussehen, ob das je wieder der Fall sein würde.

Noch während der Verhandlungen erkrankte Mrs. Bradford und damit trat ein Waffenstillstand ein. Die Familienmitglieder versammelten sich jetzt manchmal um ihren Lehnstuhl, Eva war durch hundert kleine Dienstleistungen, welche die alte Dame nur von ihr allein annehmen wollte, an das Krankenzimmer gebunden und hier konnte sie nicht vermeiden, Alfred dann und wann zu begegnen.

Niemals richtete er das Wort an sie, aber in den beobachtenden Blicken, womit er sie unausgesetzt fixirte, lag ein Interesse, welches wenigstens Flora nicht übersehen konnte und welches sie an Eva durch tausend Kränkungen zu rächen

suchte. Alfred hielt sie nicht davon zurück — er konnte sich selbst nicht Rechenschaft geben, ob nicht eine leise Feindseligkeit in seinem Interesse lag, eine ähnliche Empfindung, wie er sie Veronika, seiner Widersacherin, gewidmet hatte, ein unmuthiges Grübeln, daß Eva sich in Form und Gedanken so in das Wesen ihrer Schwester hineinzwinge, daß sie sprach mit ihrem Ton und dachte und handelte mit ihrem stolzen Geiste. Sie schien ihn zu durchschauen und zu meiden, wie einst Veronika. Wie selten und kurz hörte er ihre Stimme, wie fern blieb sie ihm, wie beharrlich wandte sie ihr schönes Gesicht ab, wenn er ihren Blick suchte!

An einem Morgen, wo Mrs. Bradford sich etwas wohler fühlte und Miß Flora mit ihrem Verlobten sich in den Zimmern der alten Dame befand, nahm Alfred die Zeitung und begann sie vorzulesen, eine Aufmerksamkeit, welche Mrs. Bradford ihm besonders hoch anrechnete.

Die Verheerungen, welche die letzten Stürme angerichtet hatten, die zahlreichen Unglücksfälle zur See hatten seit einigen Tagen das allgemeine Interesse in Anspruch genommen und füllten noch

immer die Spalten der Blätter mit ihren traurigen Berichten. Die Einzelheiten, namentlich über den Untergang des Duke of Wellington, welcher nach unglaublichen Anstrengungen seitens des Capitains und der Mannschaft seinem Schicksal hatte erliegen müssen, von dem aber die meisten Passagiere und Matrosen sich gerettet hatten, bildete den Brennpunkt der öffentlichen Theilnahme und nahm auch die gespannte Aufmerksamkeit der alten Frau in Anspruch.

„Was an Menschenleben gerettet ist, verdankt man allein der heldenmüthigen und ausdauernden Besonnenheit des Capitains", so schloß der Bericht. „Bis zuletzt blieb er der feste und ruhige Lenker inmitten der grenzenlosen Verzweiflung um ihn her, bis zuletzt blieb er auf seinem Posten; er sank mit seinem Schiff. Was Capitain Moore den Wellen auch zum Raube lassen mußte, seine Ehre hat er hoch gehalten über den sinkenden Trümmern seines Schiffes; sie bleibt seinen Kindern als ein heiliges Erbtheil. Möge man es als eine schuldige Anerkennung der Verdienste des Capitains betrachten, daß diese seine Ehre nicht das einzige Erbtheil der Wittwe und ihrer vier

Kinder bleibe, welche hülflos und unversorgt in der Welt zurückbleiben."

Der laut kundgegebene Schrecken der alten Dame und ein heftiger Druck seines Armes von Miß Flora's zarten Fingern belehrte Baron Alfred, daß er so eben eine große Unbesonnenheit begangen habe; er hatte es ganz vergessen, daß Capitain Moore der Gatte jener Nichte war, deren Ungehorsam allein Miß Flora zu einer reichen Erbin gemacht hatte.

Daß man die öffentliche Mildthätigkeit für Laura anrief, das pochte an Mrs. Bradford's Stolz und noch stärker an ihr Gewissen; für wie hart mußte man sie halten, daß man sich gar nicht an sie wandte, nicht einmal ihrer, als der Nächststehenden, Erwähnung that. Der ehrende Nachruf, der dem Capitain ward, der heiße Dank der Geretteten und das Mitleid, welches so warm für die Hinterbliebenen sich aussprach, thaten zugleich Mrs. Bradford wohl und beschämten sie. Fremde Anerkennung und Hülfsbereitschaft ließen sie nun empfinden, wie sehr sie ihre eigene Wichtigkeit überschätzt und sich in den Augen der Welt herabgesetzt hatte. Vor ihrer aufgeregten Phan-

tasie stand ein schreckliches Bild der Noth und des Jammers: ein düsteres, kahles Haus, ein verzweifelndes Weib, von einer weinenden Kinderschaar umringt, drängende Gläubiger und herablassend gespendete Almosen.

Vergebens strebte man, die alte Frau zu beruhigen; Miß Flora und die Hochzeitsfeierlichkeiten, die glänzende Verwandtschaft und die beanspruchte Mitgift, Alles war vergessen, ja, sie schien mit einem fast widerwilligen Gefühle sich von denen abzuwenden, die ihre Eitelkeit benutzt und sie in ihrer Härte bestärkt hatten. Mit Heftigkeit verlangte sie, daß man sie mit Eva allein lassen solle, der einzigen unparteiischen und redlichen Person, mit welcher sie das Nothwendige berathen könne.

Für den Augenblick mußte man sie gewähren lassen und Miß Flora sich damit begnügen, ihren Unmuth in scharfen Vorwürfen an dem Geliebten auszulassen und ihm so einen kleinen Vorgeschmack ihres künftigen Zusammenlebens zu geben.

Indessen legte sich der Zufall wirksamer für die Ansprüche der jungen Dame ins Mittel, als

alle Ueberredungskunst; Mrs. Bradford fieberte am nächsten Morgen so stark, daß von augenblicklichen Schritten, welche die Aussichten der Hardy'schen Familie hätten bedrohen können, keine Rede war. Nur verschlimmerte die Angst und Unruhe den Zustand der alten Dame, denn je länger sie das Bedürfniß nach Aussöhnung mit ihrer Pflegetochter zurückgedrängt hatte, um so gebieterischer trat es nun hervor. Dabei vermied sie mit Sorgfalt, ihre Verwandten in ihre Absichten sehen zu lassen, oder gar sie mit einem Auftrage an die Wittwe des Schiffscapitains zu betrauen, ein Zeichen, daß sie genau wußte, wessen sie sich zu versehen hatte. Sie dictirte Eva einen Brief voll mütterlicher Liebe und Verzeihung an Laura Moore, mit der Aufforderung, sogleich zu kommen, und erst dann gab sie einiger Ruhe sich hin.

Allein Miß Flora war ebenfalls auf ihrer Hut gewesen; dieser Brief ging gar nicht ab, er gelangte durch den Bedienten, welcher ihn bestellen sollte, in die Hände der liebenswürdigen jungen Dame, welche behauptete, er enthalte Fieberphantasieen, und die Genesung der Tante sei erst ab-

zuwarten, ehe man mit gutem Gewissen derartige Aufträge erfüllen könne. Aber ihr Haß gegen Eva nahm zu mit der Wahrnehmung, daß die junge Frau die unabläßige Fürsprecherin der Verstoßenen sei, und die Angst, so nahe am Ziele schon, desselben noch verlustig zu werden, trieb sie zu einer Erbitterung, welche Eva durch tausend kleine Kränkungen stündlich zu empfinden hatte. In diesem Falle betheiligte sich selbst Alfred an den Bemühungen seiner Verlobten und scheute sich nicht, die Maske fallen zu lassen, wenigstens instruirte er Eva selbst, daß sie sich jeder Einmischung oder Besorgung von Aufträgen zu enthalten habe, welche sich nicht auf die unmittelbare Pflege der Kranken bezöge und daß er sie für jeden Eingriff in die Familienangelegenheiten verantwortlich machen werde.

Ein einziger Blick unbeschreiblicher Verachtung war ihre ganze Antwort, ein Blick, der ihm das Andenken an Veronika mit wunderbarer Treue zurückrief. Nein, er liebte doch Eva nicht mehr, wenn überhaupt je ein solches Gefühl für sie existirt hätte. Im Gegentheil, er fühlte, ohne daß er sich die Umwandlung erklären konnte, daß

er ihr feindlich gegenüberstand, wie einst ihrer Schwester, denn eine Ahnung sagte ihm, daß Eva, wie einst Jene seinen schmutzigen und eigennützigen Absichten entgegentrete.

Inzwischen vergingen die Tage und die Erwartete kam natürlich nicht; Mrs. Bradford's Unruhe steigerte sich zu einem bedenklichen Grade, sie machte sich die seltsamsten Gedanken über Laura's Noth und Verlassenheit, obgleich ihr Miß Flora klar bewies, daß das Schweigen derselben eine Ablehnung der Versöhnung, und Hülfe also wohl überflüssig sei.

Mrs. Bradford fühlte sich ernstlich krank, und doch wünschte sie so sehnlich zu leben! Ihrem Verlangen, daß man Dr. Brendal aus Dorset kommen lasse, konnte man nicht gut entgegentreten, wenngleich es auf der Hand lag, daß die alte Dame ihn mehr zu sehen wünschte, um Auskunft über Laura zu erhalten, welche in Dorset wohnte, als um seinen Rath zu hören. Man wußte durch eine frühere Indiscretion der Kranken, bis zu welchem Grade ihn die Leidenschaft für Eva ergriffen hatte, darauf hin hoffte man ihn zu gewinnen und zu lenken, und als Mr.

Brendal, der unverzüglich dem Rufe gefolgt war, in London eintraf, wußte man ihm sehr rasch einleuchtend zu machen, daß Eva ihren Posten räumen werde, sobald Laura Moore ihn einnehme. Man machte keinerlei Anspielung auf seine Zuneigung für Eva, man warf nur wie von ungefähr die Aeußerung hin, daß die junge Frau England verlassen werde, sobald sie einen Ersatz am Krankenbett habe und sprach den Wunsch aus, daß sie vorerst, bis jede Gefahr beseitigt sei, der alten Dame erhalten bleibe. Man suchte ihn mit außerordentlichem Geschick für die Ansicht zu gewinnen, der Kranken vorläufig jede Aufregung zu ersparen und ihr mit der Versicherung Ruhe zu gewähren, daß Laura Moore in guten Umständen lebe und sich augenblicklich gar nicht in Dorset befinde, um die alte Dame unter der bisherigen Pflege um so rascher der Genesung entgegenzuführen.

Es ist eigenthümlich, wie gern und leicht der Mensch sich täuschen läßt, wenn damit seinen Wünschen geschmeichelt wird; Mr. Brendal war so freudig erregt, in längere und nahe Berührung mit der Frau zu kommen, an welche er

niemals ohne Herzklopfen denken konnte, daß er glaubte, sich nur eine jener kleinen Unwahrheiten zu erlauben, welche die Aerzte aus Gesundheitsrücksichten für ihre Patienten so oft für geboten halten. Da außerdem Mr. Hardy mit scheinbarer Treuherzigkeit gestanden hatte, daß selbst ein Brief an Laura Moore aus den erwähnten Gründen noch zurückgehalten sei, so wies Dr. Brendal energisch den Argwohn zurück, der zuweilen bei ihm anklopfte und beruhigte sich vollständig, als er dem klugen Einfall Genüge geleistet hatte, Mrs. Moore vorläufig eine reiche Unterstützung aus seinen eigenen Mitteln zukommen zu lassen.

So stand ihm denn Nichts mehr im Wege; seine Kranken daheim hatte er einem Collegen anvertraut — es hatte sich seiner in Bezug auf seine übrigen Patienten eine merkwürdige Theilnahmlosigkeit bemächtigt; dies eine Krankenbett schien seine Gedanken und seine Thätigkeit völlig zu absorbiren.

So vertrauensvoll die Kranke ihn begrüßte, so beruhigend die Täuschung, welche er sich erlaubte, auf ihr Gemüth wirkte, so konnte doch

weder seine Aufopferung, noch sein Wissen die Gewalt der Krankheit brechen, welche lange im Keime geschlummert hatte und nun unter so großer Aufregung gereift war. Es folgten schwere Tage und Nächte, Stunden, in denen Eva ihm wie eine Heilige erschien, zu hoch für seine glühenden, verzehrenden Wünsche. Wenigstens wußte er sie zu beherrschen im Angesicht des Todes; die Stunden, die sie gemeinsam verlebten in gemeinsamer Pflicht, wo er sich immer und immer bewährte als eine starke Stütze, als die einzige, die sich ihren zusammenbrechenden Kräften bot, brachten die Beiden einander näher, als ein jahrelanges Zusammenleben unter den gewöhnlichen, geselligen Verhältnissen. Er umgab sie mit tausend zarten Rücksichten, in seine Gegenwart wagten sich weder Flora's verletzende Worte, noch Alfreds feindlich-spöttischer Blick und selbst wenn die schwer zu zügelnde Leidenschaft des Mr. Brendal hier und da in seinem Benehmen durchleuchtete, so waren solche Zeichen seiner Aufregung ihrem reinen und vertrauenden Gemüthe nichts, als die Beweise einer mehr oder weniger starken Befürchtung für Mrs. Bradford's Zustand, die Theil-

nahme des Arztes, welche conventionelle Formen bei Seite wirft.

Mehre Male äußerte Mrs. Bradford den dringenden Wunsch, ihr Testament zu ändern, allein Miß Flora wußte das stets unter nichtigen Vorwänden zu hintertreiben. Bald war die liebe Tante zu leidend, bald war ihr langjähriger Rechtsbeistand nicht zu finden, und am Ende stellte es sich heraus, daß derselbe verreist war. Da Eva, welche den Wünschen der Kranken so gern genügt hätte, hier nicht wie in andern Sachen eine kräftige Unterstützung bei Mr. Brendal fand, der immer Laura's persönliches Dazwischentreten und damit die Entfernung der Geliebten befürchtete, so wandte sie an einem Tage, wo sie Mrs. Bradford kränker als gewöhnlich fand, sich an Alfred selbst, mit der Bitte, die Unruhe der Kranken zu enden, und ihr irgend einen Rechtsanwalt zuzuführen, um die beabsichtigte Willensänderung rechtskräftig zu vollziehen. Allein ob er, zufolge seiner eigenen Denkungsart und in Erwägung der drückenden Verhältnisse, in welchen Eva jetzt lebte, ihr wirklich niedrige Beweggründe zutraute, oder sie durch seinen verletzenden Verdacht nur kränken

wollte, damit ihr Stolz sich gegen jeden weiteren Versuch sträube; er sagte, nachdem er sie einige Minuten fixirt hatte: „Ist der Fehler, bei Testamenten helfen zu wollen, vielleicht in Ihrer Familie erblich?“

Eva fuhr, wie von einem electrischen Schlage getroffen, zusammen, sie erhob sich und wollte das Zimmer verlassen.

Allein er erfaßte mit schnellem Griff ihr Handgelenk und hielt sie zurück. „Hüten Sie sich, Eva, Ihre Schwester hat uns einmal überlistet, diesmal täuschen Sie meine Wachsamkeit nicht. Die Geltorp's sind eine gefährliche Race, gewisse Leidenschaften stecken den Menschen im Blute.“

Ihr Gesicht hatte jede Spur einer Farbe verloren, sie nahm die Beschimpfung schweigend auf und ging. Aber ihre Knie zitterten und ihre Hände waren kalt, als sie in das Krankenzimmer zurückkehrte und sich in einer dunklen Ecke desselben niederließ. Sie bemerkte es kaum, daß Mr. Brendal, der eben anwesend war, besorgt ihre Hand nahm und tröstende Worte zu ihr sprach, die zuletzt in ein heißes Liebesgeflüster

übergingen; in ihren Ohren tönten nur die grausamen Worte, die alle Wunden ihres Herzens aufs Neue aufgerissen hatten.

Der Arzt nahm ihr Schweigen für die erste Hinneigung zu seinen Wünschen, endlich nach so langer Zeit! Ihm schwindelte der Kopf, er wagte es, ihre schöne Hand zu küssen und als er weich und tröstend sagte: „Vertrauen Sie mir doch, meine Freundschaft für Sie ist mächtiger, als alles Leid der Welt", da brach sie in einen Strom erleichternder Thränen aus.

Unglücklicherweise schlug Mrs. Bradford in diesem Momente die Augen auf und verhinderte eine Erklärung, welche jetzt vielleicht noch Mr. Brendal vor trügerischen Hoffnungen bewahrt hätte, deren Zerstörung er später nicht mehr tragen wollte oder konnte. Er deutete Eva's Bewegung zu seinen Gunsten, er sah darin ein Nachgeben und Hinneigen zu ihm und war so berauscht, daß es ihm Mühe kostete, seine Gedanken für das Krankenbett zu sammeln und in den Schranken kluger Zurückhaltung zu bleiben.

Mrs. Bradford war mit nicht ganz klarem Bewußtsein erwacht, das Fieber hatte sich ver-

mehrt und Mr. Brendal machte kein Hehl aus seiner Besorgniß, welche jedoch nur bei Eva Theilnahme fand.

Das Mädchen, welches ihr zur Bedienung und Unterstützung in der Krankenpflege beigegeben war, bedurfte, an solche Anstrengungen noch nicht gewöhnt, an diesem Abend dringend der Ruhe und die junge Frau wachte allein, als Mr. Brendal spät in der Nacht sich ebenfalls zurückzog. Er ging ungern genug; allein Eva hatte ihren Wunsch, ihn zwar in der Nähe, aber nicht im Zimmer zu sehen, so deutlich ausgesprochen, daß er fürchtete, sie scheu oder mißtrauisch zu machen, wenn er diesem Verlangen nicht nachkam.

Die Stunden verrannen langsam und schwer; die unruhigen Athemzüge der Schlummernden verriethen körperliches Leiden oder einen bangen Traum, die Fortsetzung der Kämpfe, die sie wachend bestand.

„Kampf überall", seufzte Eva, „Kampf, so lange wir leben, der Tod allein ist Sieg." Sie dachte so Vieler, die dahingegangen und nun frei waren; sollte sie immer leben, immer kämpfen und immer allein?

Als die ersten grauen Streiflichter des Morgens durch die Vorhänge sich hereinstahlen, erwachte Mrs. Bradford und sah auf Eva, welche bleich und fröstelnd, in ihren Shawl gewickelt, noch immer zu Füßen des Bettes ihren Platz behauptete. Die alte Frau winkte ihr und streckte ihr die Hand entgegen.

„Armes Kind", sagte sie mitleidig, „Sie müssen müde sein; wäre Laura da, sie würde mit Ihnen theilen. Aber meine Zeit vergeht und sie kommt nicht — ich werde sie nicht wiedersehen."

„Sie werden zu ihr gehen, Mrs. Bradford, fassen Sie Muth und Geduld", tröstete Eva.

Die Kranke seufzte leise. „Zum Sterben, ja, denn meine Zeit ist nun gekommen, Mrs. Dufferrier, ich täusche mich nicht darüber. Ich habe eine Bitte an Sie, bevor ich sterbe, versagen Sie mir dieselbe nicht. Ich hege die unumstößliche Ueberzeugung, daß mir absichtliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, mein Herz in einer Versöhnung mit Laura zu erleichtern; man hält uns geflissentlich aus einander und düpirt oder beherrscht diejenigen, welche ich um Vermittelung meines Wunsches gebeten habe. Die unredlichsten

Absichten liegen der Vereitelung meines Verlangens zum Grunde, denn meine Verwandten fürchten von meiner Sinnesänderung auch eine Testamentsänderung zu Laura's Gunsten. Ich habe Niemand, dem ich beichte, als Sie; aber Ihnen will ich es vertrauen und Sie sollen es meinem armen Kinde sagen, daß ich bereue, tief, tief; daß meine letzten Gedanken zu ihr gewandert sind voll Liebe und Trost. Ich fühle es deutlich, wie ich bewacht werde, ich weiß es, daß meine Briefe unterschlagen werden und meine Aufträge unausgeführt bleiben. Seit man so viele Ausflüchte findet, um mir eine Aenderung meines Willens zu erschweren, habe ich nicht allein das Vertrauen in die Wahrheit der übrigen Aussagen verloren, ich fürchte selbst, daß neue Anordnungen und Beschlüsse angefochten werden. Mag also das Testament bleiben wie es ist, ich weiß einen andern Ausweg, wo meine Zurechnungsfähigkeit gar nicht ins Spiel kommt, sobald Sie willig und verschwiegen sind. Ich werde später, wenn er kommt, Dr. Brendal meine Bestimmungen ebenfalls anvertrauen, damit Sie Rath und Hülfe an ihm haben, wenn es sich um die Ausführung handelt.

Vorerst habe ich es mit Ihnen allein zu thun, schließen Sie, bitte, die Thür und geben Sie mir aus meinem Schreibtisch die Schatulle von Rosenholz."

Als Eva die Bitte erfüllt hatte und die bezeichnete Schatulle vor Mrs. Bradford aufs Bett setzte, erhob sich diese in ihren Kissen und unterwarf die Papiere einer Durchsicht. Die alte Frau hatte stets eine musterhafte Ordnung in ihren Geschäften gehabt und dieselben immer allein besorgt. Sie traf jetzt rasch eine Auswahl unter den Papieren, übergab sie Eva's Händen und verschloß die übrigen mit der Bitte, sie wieder an ihren Platz im Schreibtisch zurückzustellen.

„Und nun setzen Sie sich hierher, mein Kind, und hören Sie mir zu", bat sie, „ich habe nicht lange mehr zu reden."

„Soll ich nicht erst den Dr. Brendal rufen lassen?" fragte Eva angstvoll, da sie die sichtbare Veränderung in den Zügen der Kranken bemerkte.

„Suchen Sie auch Ausflüchte?" rief Mrs. Bradford vorwurfsvoll. „Die Botschaft an Mr. Brendal, Sie wissen das recht wohl, würde zuverlässig

auch meinen Bruder und Flora herbringen; ich werde, wie ich bereits erwähnt habe, Mr. Brendal ins Geheimniß ziehen, sobald sich ein Augenblick des Alleinseins mit ihm findet, allein ich will nicht den günstigen Moment verpassen, um ihn hernach vielleicht vergeblich zu suchen.

Sie erhalten hier für meine arme Laura acht=tausend Pfund; ich sende sie ihr als ein Unter=pfand meiner mütterlichen Sorge und meiner Verzeihung. Niemand wird diese Summe in meinem Nachlaß vermissen, da ich den Bestand des Vermögens nicht angegeben, sondern außer einigen Legaten Flora und ihren Vater als Uni=versalerben eingesetzt habe. Es ist ein Geschenk, welches ich mit gesunden Sinnen mache, worüber ich Niemand auf der Welt Rechenschaft schulde. Ich würde noch umfassender für Laura gesorgt haben, allein ich mag dem Kasten hier nicht mehr entnehmen, aus Furcht, dadurch meines Bruders Aufmerksamkeit zu sehr zu erregen und meinem armen Kinde statt Trost und Hülfe nur Weit=läufigkeit und Verfolgung zu bereiten. Ich gehe mit dem Vertrauen, daß Sie meinen Auftrag vollziehen, daß Sie Laura suchen und finden

werden und mit Ihrer lieben, sanften Stimme die Worte des Trostes zu ihr sprechen, die meine Lippen ihr nicht mehr sagen können."

Sie sank so erschöpft in die Kissen zurück, daß sich Eva besorgt über das stille, erblaßte Gesicht neigte. Aber noch hatte das Bewußtsein sie nicht verlassen, mit einer letzten stummen Anstrengung bedeutete sie Eva, die Papiere in ihren Kleidern zu verbergen und erst, als das geschehen war, schloß sie die Augen wie zu neuem Schlummer.

Leise schlich Eva in das Seitenzimmer, weckte das dort schlafende Mädchen und gab Auftrag, Dr. Brendal zu bitten, sogleich herüberzukommen. Mrs. Bradford lag noch immer still da; ein paar Mal flog ein Zittern wie ein heftiger Krampf durch ihren Körper und sie griff mit der Hand nach dem Kopfe. Eva harrte in ängstlicher Spannung; es reute sie, daß sie die Gegenwart des Arztes verschmäht hatte, schon um des Auftrags willen, der ihr zu Theil geworden war.

Mr. Brendal kam weit schneller, als es Eva's Ungeduld erschien, und mit ihm, wie Mrs. Bradford richtig vorausgesehen hatte, Miß Flora,

welche sein gestriger Ausspruch, daß eine Entschei=dung nahe sei, früh herausgetrieben hatte. Mit einem einzigen Blicke sah er, daß es mit der Kranken zu Ende ging, er war kaum eine Viertel=stunde im Zimmer und Alles war vorüber.

Eine Zeitlang herrschte tiefes Schweigen, nur Miß Flora's Augen redeten, die beobachtend im Zimmer umherblickten. Mr. Brendal stand auf und sagte ihr, daß er ihren Vater benachrichtigen wolle und zu gleicher Zeit erhob sich Eva, um ebenfalls das Gemach zu verlassen.

Allein Miß Flora hielt sie erschrocken und gebieterisch am Arme zurück. „Sie werden mich doch hier nicht mit der Todten allein lassen wollen?“ fragte sie angstvoll. „Sie bleiben, bis Mr. Bren=dal zurück ist, Papa und auch Baron Langenbühl werden gleich hier sein.“

Eva setzte sich still wieder nieder; der Ueber=anstrengung, welche die Erschöpfung der langen Nachtwachen immer bekämpft hatte, folgte, nun der gebieterische Ruf der Nothwendigkeit ver=stummt war, eine plötzliche Reaction; Eva sah Alles wie durch einen Nebelschleier, die zitternden Knie trugen sie nicht mehr. Obgleich Miß Flora

ihre Schwäche bemerkte, war sie doch weder gesonnen ihr beizustehen, noch sie an die frische Luft hinaustreten zu lassen, die draußen auf dem kühleren Vorplatze herrschte.

Die junge Dame stand auf und blickte auf Tischen und Stühlen umher; dann fragte sie plötzlich in zwar leisem aber scharfen Tone: „Hat Jemand die Schlüssel zum Schreibtisch gebraucht?“

Eva hatte nicht mehr die Kraft zu antworten, sie rang mit einer Ohnmacht, aber Miß Flora fuhr unerbittlich fort: „Ich hatte sie, als ich gestern Abend spät hinunterging, auf jene Console dort gelegt, jetzt liegen sie hier auf dem Tische — sie müssen doch zu irgend einem Zwecke von da fortgenommen sein!“

Eva erwiederte kein Wort; sie lag mit geschlossenen Augen im Lehnstuhle und es blieb zweifelhaft, ob sie die an sie gerichtete Frage und den beleidigenden Ton derselben gehört hatte. Außerdem traten Mr. Hardy und Baron Alfred mit dem Arzte ins Zimmer und enthoben für den Augenblick Eva einer Antwort.

Mr. Hardy sowohl wie sein künftiger Schwiegersohn verriethen in ihren Zügen nur die Auf-

regung, welche der Hinblick auf die nächsten Geschäfte und Obliegenheiten ihnen verursachten; sie bewiesen dem Tode allein ihre Achtung durch den etwas gedämpfteren Ton, nicht durch Wort oder Gedanken. Mr. Brendal dagegen wandte alle seine Aufmerksamkeit nur Eva zu, er richtete sie in seinen Armen auf, rieb ihr Hände und Schläfen und winkte sogar Miß Flora zu seinem Beistande heran.

Allein die junge Dame verharrte störrisch auf ihrem Platze. „Ich glaube nicht an die Ohnmacht", sagte sie rauh; „geben sie Mrs. Duferrier die Erlaubniß, das Zimmer zu verlassen, so läuft sie mit beiden Füßen davon. Diese ganze Schwäche ist nichts als eine kluge Finte, um einer unbequemen Frage auszuweichen, die ich an sie gerichtet habe, die ich jedoch wiederholen werde, sobald sie es für gut findet, die unwiderstehlichen Augen aufzuschlagen."

Mr. Brendal gab sein Mißfallen und Bedauern nur durch ein tadelndes Kopfschütteln zu erkennen, nahm Eva wie ein Kind in seine Arme und trug sie, ohne sich erst Erlaubniß von Miß Flora zu holen, in das Vorzimmer. Allein die

junge Dame und auf ihren Wink auch ihr Vater und ihr Verlobter folgten dem Arzte auf dem Fuße.

Das im Vorgemach sich aufhaltende Mädchen leistete willig Beistand, sie lockerte behutsam Eva's Kleider. Ein Packet zusammengebundener Papiere fiel aus der Tasche ihres Rockes und wurde von Flora mit einem so gellenden Schrei aufgehoben, daß die Todte, deren letzten Wünschen hier entgegengehandelt wurde, davon hätte erwachen können.

Mit einem Sprunge war Alfred an der Seite seiner Braut und gierig überflogen seine Augen Werth und Inhalt der Papiere.

„Wir sind bestohlen — ahnte ich es nicht — habe ich diese Person nicht von Anfang an durchschaut", rief Miß Flora außer sich. „Das sind die ehrlichen Augen, von denen die Tante schwärmte, das ist das hoheitsvolle Gemüth, das nicht vor gemeinem Diebstahl, nicht vor der grausamen Feigheit, die Todten zu plündern, zurückschreckt!"

Doctor Brendal stand wie versteinert. „Es ist unmöglich, es wird sich aufklären", sagte er, „Mrs. Duferrier kann nichts Niederes, noch Gemeines thun."

Miß Flora, wenig genirt durch die Nähe des Todes, lachte laut und spöttisch auf. „Glücklicherweise giebt Ihre Bewunderung nicht den Ausschlag, wo Thatsachen reden, Mr. Brendal. Mrs. Duferrier verlangte mit verdächtiger Eile, sich zu entfernen; als ich es verweigerte und sie mit der Frage belästigte, wer die Schlüssel zum Schreibtisch verlegt habe, entzog sie sich vermittelst einer Ohnmacht jeder Antwort, und jetzt, wo der Raub entdeckt ist, verlängert sie dieselbe, um Ausflüchte zu ersinnen.

„Jedenfalls muß eine genaue Durchsuchung ihrer Kleider gehalten werden", bemerkte Alfred, „sie scheint doch gefährlicher, als ich dachte. Vor einigen Jahren hat ihre Schwester in einer mir verwandten Familie eine ganz ähnliche Geschichte abgespielt, und ich habe Mrs. Duferrier noch vor einigen Tagen vor derartigen Gelüsten gewarnt."

„Und Sie ließen eine solche Person unter unserm Dache", rief Flora vorwurfsvoll, „Sie duldeten sie in meiner Nähe —"

Ein tiefer Seufzer, den Eva ausstieß, unterbrach sie. Die junge Frau öffnete die Augen

und sah langsam im Kreise umher; dann griffen ihre Hände mechanisch nach der Tasche ihres Kleides, wo die Papiere verborgen gewesen waren.

Flora lachte spöttisch auf und hielt sie ihr entgegen. „Sie werden entschuldigen, Mrs. Duferrier, daß ich diese Papiere wieder an mich nehme, bis Sie sich über Ihre Anrechte an dieselben ausgewiesen haben. Es giebt eine Bibelstelle, die lautet: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist."

„Wie kommen aus dem Sterbezimmer meiner Schwester diese Werthpapiere in Ihre Tasche?" forschte Mr. Hardy rauh. „Wissen Sie, was darauf steht, Sterbende zu bestehlen?"

Entsetzt fuhr Eva auf, ihre Blicke flogen hülfesuchend zu dem Doctor und selbst zu Alfred.

Allein dieser war wenig gesonnen, ihr zu helfen, eine Beeinträchtigung von Geld und Gut verschmerzte er nicht. „Mrs. Duferrier weiß nur, was darauf steht, Lebende zu bestehlen", sagte er, „sie hat darin in ihrer Familie umfassende Erfahrungen gemacht."

Eva rang verzweiflungsvoll die Hände und verbarg ihr Gesicht in den Kissen. Allein bald

schüttelte sie diese Schwäche ab und stand hoch aufgerichtet vor ihrem Ankläger. „Häufen Sie fremde, unverdiente Schande auf mich, sie beugt mich nicht“, rief sie stolz; „nur unser eigenes Thun bestimmt unser Verdienst oder unsere Schuld. Ich will mich nicht schrecken lassen durch den falschen Schein, der auf mir ruht, mein Bewußtsein hebt mich darüber empor!“

„Dagegen hat das Gericht nichts einzuwenden“, bemerkte Mr. Hardy trocken, „das hat es nur mit den Beweisen, niemals mit dem Bewußtsein zu thun.“

„Mr. Hardy“, rief der Arzt entsetzt, „Sie werden doch anhören, was Mrs. Duferrier Ihnen zu sagen hat, Sie werden doch öffentlichen Scandal vermeiden?“

„Für wen?“ fragte Miß Flora schnippisch.

„Für die Todte, für Mrs. Duferrier, für Baron Langenbühl, auch für mich“, erwiederte er entschlossen.

„Für Baron Langenbühl?“ rief Flora geärgert und gereizt. „Ich hoffe nicht, daß er ein Interesse für irgend eine Art von Abenteurerinnen hat, mögen sie nun blaue oder braune Augen haben,

wir würden sonst jeden Augenblick bereit sein, ihn diesem Interesse zu überlassen."

„Aber Flora", sagte Alfred vorwurfsvoll, der seit einer Stunde, wo die Erbschaftsfrage ihrer Lösung so viel näher gerückt war, sich seiner Braut auch um Vieles inniger verbunden fühlte, „wie kann die Rede von irgend einer Theilnahme meinerseits sein! Jede Schonung muß nun aufhören, mein unzeitiges Mitleid, welches mich über die Familie der Dame schweigen ließ, hat sich schwer genug gestraft."

Inzwischen hatte Mr. Hardy den Papieren ebenfalls seine Aufmerksamkeit geschenkt. „Acht-tausend Pfund, es ist keine Kleinigkeit", sagte er, „es wäre ein ganz artiges Geschäft gewesen."

„Ich bitte Sie, mich wenigstens anzuhören", sagte Eva flehend. „Diese Papiere, von deren Existenz ich nicht einmal wußte, sind mir von der Verstorbenen mit dem Auftrage eingehändigt, sie der unglücklichen Frau des Capitains Moore zu überreichen, da Mrs. Bradford verhindert ward, ein Testament zu Gunsten derselben aufzusetzen. Sie wissen Alle, daß ich die Wahrheit rede, denn jeder Einzelne hat die Anstrengung gesehen, welche

Mrs. Bradford gemacht hat, um ihrer Nichte Hülfe zukommen zu lassen. Ich hoffe zu Gott und Ihrer Ehre, daß Sie den letzten Willen der Dahingeschiedenen achten und mir die Erfüllung eines Versprechens, welches ich in ihre Hand gelobt habe, nicht zur Unmöglichkeit machen werden."

„Dafür werden die Gerichte sorgen", entschied Mr. Hardy. „Sie werden mir nicht zumuthen, an diese gut erfundene Geschichte, für deren Wahrheit nicht der leiseste Beweis existirt, zu glauben. Oder hoffen Sie im Ernst, ich solle diese achttausend Pfund bereitwilligst in Ihre Hände niederlegen. Mrs. Bradford, wenn sie dergleichen Schritte thun wollte, hatte nähere und erprobtere Freunde als Sie, und wird Ihnen derartige Anweisungen nicht noch im Todeskampfe ertheilt haben. Baron Langenbühl hat so eben Aufschlüsse über Ihre Person und Ihre Familie gegeben, welche vermuthen lassen, daß Gaunereien in derselben an der Tagesordnung sind; ich habe als ehrlicher Mann die Verpflichtung, Sie, zum Schutz der bürgerlichen Sicherheit, der Ueberwachung der Gerichte zu unterstellen. Sie sind bei Diebstahl

auf frischer That betroffen — ich muß demgemäß handeln."

Die Wirkung dieser Worte auf die unglückliche Frau war eine furchtbare; sie sank wie vernichtet auf das Sopha zurück. „Und Sie dulden es", rief sie endlich, zu Alfred gewandt, „Sie dulden es, und wissen, was man mir thut!"

Er zuckte nur die Achseln. „Ich muß die Thatsachen reden lassen und sie mit vorhergegangenen Dingen, mit Ihrer Familie und Erziehung zusammenstellen!"

„Jedenfalls kommt es hier noch auf andere Zeugnisse an, als auf die Ihrigen allein", fiel Mr. Brendal empört ein, denn er war sich nur zu sehr bewußt, daß Eva die Wahrheit redete, weil er ja selbst zu den Täuschungen über die Frau des Capitains die Hand mit geboten hatte. „Wenn wirklich, selbst gegen meine dringenden Vorstellungen und Bitten, die Einmischung der Gerichte stattfinden soll, so muß und werde ich bezeugen, daß Mrs. Bradford allerdings die Absicht hatte, sich ihrer Nichte wohlwollend zu nähern, und andere Aussagen, sowohl die der Verwandten von Mrs. Duferrier in Lyon, als auch die des Herrn

Roßdall in Deutschland, müssen als Zeugniß über den Charakter der Dame neben das Ihrige gestellt werden."

Allein anstatt dankbar auf diesen Vorschlag einzugehen, bewirkten seine Worte das Gegentheil bei Eva. „Nein, nein", schrie sie in höchster Aufregung, „nur das eine nicht. Sie würden kommen, auch Richard, er würde mich sehen in dieser tiefen Erniedrigung — sein armes, von Zweifel gequältes Herz soll nicht jeden Glauben an die Menschheit verlieren. O Alfred, Alfred, wie können Sie ihn irre machen an Allem, was ihn in seinem einsamen Leben nahe gestanden hat!"

Bis jetzt war ihm Eva immer geschickt ausgewichen oder hatte in seiner Gegenwart fast stumm sich verhalten, zum ersten Male seit ihrer Begegnung hörte er sie so lange und rückhaltlos reden, die Erregung des Augenblicks riß sie über jede Grenze hinaus, die sie sich selbst gezogen hatte. Er sah sie aufmerksam und betroffen an, eine plötzliche Umwandlung schien mit ihr vorgegangen, sie entwickelte eine Kraft und Leidenschaftlichkeit der Gefühle, welche er früher nie an Eva bemerkt oder auch nur geahnt hatte.

„Sie müssen wissen, was Sie von meinem Bruder zu halten und zu erwarten haben", erwiederte er, „vielleicht geben Ihre Thränen und die Betheuerung Ihres uneigennützigen Handelns ihm seinen Glauben an die Menschheit zurück. Man kann ihm das Vorgefallene unparteiisch mittheilen und darnach bleibt es ihm unbenommen, als Ritter eine Lanze für Sie zu brechen."

„Schützen, o schützen Sie mich, Mr. Brendal", rief Eva, von dieser Vorstellung übermannt; „Sie wissen es, daß dies Alles Lüge ist, bewahren Sie mich vor dem Letzten: vor einer Begegnung mit Herrn Roßdall!"

„Vor allen Dingen gebiete ich jetzt Ruhe für die Dame", rief der Arzt zornig den Umstehenden zu; „Sie werden Sie tödten, wenn Sie nicht endlich Rücksicht auf ihren aufgeregten Zustand nehmen. Ich bitte Sie, Mrs. Duferrier, lassen Sie sich auf Ihr Zimmer geleiten und legen Sie das Uebrige getrost in meine Hände."

Er selbst führte sie hinaus bis vor die Thür ihres Gemaches, und dort erst, allein und unbewacht von rohen, boshaften Blicken, brach der ganze Jammer ihres Innern los, welchen sie bis

zu einem gewissen Grade noch immer bemeistert hatte.

Allein auf weiter Erde, ohne Verwandte, ohne Freunde, arm und abhängig, wohin blickte ihr Hoffen! Grab an Grab reihte sich vor ihrem hülfesuchenden Blick und die Heimath war ihr verschlossen durch schmerzliche Erinnerungen. Sie hatte geglaubt, sie habe ihr Wünschen zur Ruhe gebracht, jedes lebendige Gefühl sei begraben mit so Vielem, was sie dahingegeben, und jetzt rang der Schrei nach Schutz und Rettung sich so lebenskräftig aus der Tiefe ihres Innern, als habe sie noch ein Dasein vor sich voll Hoffnung und Glück. Sie hatte so viel ertragen, so viel geopfert, aber sie wehrte sich, ihren ehrlichen Namen dahinzugeben, sie zitterte so sehr, einen Flecken darauf zu sehen, nicht als sei er ihr Eigenthum, sondern ein anvertrautes heiliges Gut. Vor ihrer aufgeregten Phantasie standen die Gerichtsverhandlungen, die gaffende Menge, die gehässigen Zeugen; sie glaubte die rohen Aeußerungen zu hören, die dreisten, auf sie gerichteten Blicke zu empfinden, sie wußte es, wie bang ihre Blicke den Einen suchen würden, der da zeugen sollte für sie. Für oder wider sie?

Fieberfrost schüttelte die zarte Gestalt, die mit so unbeugsamer Willenskraft allen Anstrengungen getrotzt hatte, die letzte Stunde schien sie gebrochen zu haben. Eva dachte längst nicht mehr an sich, immer nur an den Einen, den sie wiedersehen sollte unter so schimpflicher Anklage, er, der jeden neugierigen Blick, jede zweifelnde Frage schon zurückwies, wie einen Eingriff in seine innerſten Rechte.

Jeder Schritt, der an ihrem Zimmer vorüber ging, jagte sie empor; dichter und enger zog die Phantasie ihre Kreise um Eva's geängsteten Geist; die Gestalten wechselten, aber sie trugen alle denselben Ausdruck: feindlich und drohend, entschlossen, sie nicht entrinnen zu lassen und ihr keine Ruhe zu gönnen. Und Ruhe um jeden Preis, das war doch das einzige Gefühl, was bewußt immer wieder aus dem Chaos des Unglücks und der Sorgen auftauchte.

Inzwischen war Mr. Brendal nicht unthätig gewesen; nachdem er seine Beredsamkeit, die Einmischung der Gerichte fern zu halten, in Bitten erschöpft hatte, zog er andere Saiten auf.

„Lassen Sie uns offen reden, Mr. Hardy"

sagte er. „Sie wollen Mrs. Duferrier als der Schuldigen, als welche Sie dieselbe anscheinend betrachten, keinen Pardon geben, weil Sie fürchten, Mrs. Laura Moore könne die Sache, wenn sie ihr zu Ohren käme, anders — etwa als die volle Wahrheit auffassen und ihr Recht an das Vermögen, welches die alte Tante ihr zudachte, verfechten! Ist es nicht so, Mr. Hardy?“

Der Angeredete schob seine plumpe Figur verlegen auf dem Stuhle hin und her. „Und wenn es so wäre, würde mich Jemand anklagen, daß ich ebenfalls mein Interesse vertheidige?“ fragte er, seine Befangenheit unter einer angenommenen Frechheit verbergend.

„Nicht im Geringsten, Mr. Hardy, allein es bleibt immer noch zweifelhaft, wie die Sache zu Ende kommt. Wer kann heute mit Bestimmtheit den Spruch der Geschworenen voraussehen? Er kann verzweifelt schlecht für Sie ausfallen — ich sage, er kann, es ist eben eine Speculation. Ich bin kein unwichtiger Zeuge in dieser Sache, ich muß wenigstens bekennen, daß man für einen angeblich guten Zweck mich bewogen hat, Mrs. Moore's Aufenthalt zu verschweigen, und daß

Briefe an dieselbe hier zurückgehalten sind. Die Absicht, welche Sie dabei gehabt haben wollen, wird den Geschworenen zum Urtheil unterbreitet, aber sie könnten doch minder leichtgläubig sein, als ich es war. Lassen Sie uns einen Vergleich eingehen. Sie zahlen Mrs. Moore zweitausend Pfund, Sie können nach Belieben noch den Groß=müthigen dabei spielen, und ich erkläre, daß Mrs. Duferrier sich in einem unzurechnungsfähigen Zu=stande befindet. Die Aussagen einer Geisteskran=ken ziehen keinerlei Consequenzen nach sich, allein sie ist auch nicht verantwortlich für ihr Thun. Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag, Sie gehen wenigstens sicher dabei, selbst wenn Mrs. Duferrier, was ich hoffe, bald gesundet."

Mr. Hardy und Flora wechselten einen kurzen Blick. „Und wem sollten wir die Kranke anver=trauen, vorausgesetzt, daß wir uns über die viel zu hoch gegriffene Summe, welche Mrs. Moore erhalten soll, einigten?" fragte Alfred, seinem Schwiegervater mit einer Hast zuvorkommend, welche deutlich bewies, wie sehr er wünschte, die Sache auf diese Weise erledigt zu sehen.

„Mir, wenn Sie mir Mrs. Duferrier an=

vertrauen wollen", sagte Mr. Brendal nicht ohne eine merkliche Unsicherheit in seiner Stimme.

Bis jetzt hatte er eines rechtschaffenen Namens sich erfreut, kein noch so leichter Schatten war darüber hingefahren, der ihn verdunkelt hätte und Mr. Brendal war stolz und eifersüchtig auf das Ansehen gewesen, was er mit so vielem Recht genossen hatte. Nun war er im Begriff, etwas zu thun, was eine ungeheure Verantwortung nach sich zog, sowohl in den Augen Anderer als vor sich selbst; aber er suchte sich vor seinem Gewissen mit dem Vorwande zu rechtfertigen, daß Eva wirklich krankhaft aufgeregt sei und daß er streben müsse, sie um jeden Preis einer Erniedrigung zu entziehen. Vielleicht war es etwas mehr, als eine selbstsüchtige Ausflucht, vielleicht erhob sich über der gährenden Leidenschaft wirklich der Gedanke helfender Nächstenliebe, das Verlangen, die geliebte Frau mit einem Male unwürdiger Behandlung zu entreißen und ihr Schutz und Fürsorge zu gewähren, bis ihr Fuß eine bleibende Stätte gefunden habe. Und im Hintergrunde dieser Idee erhob sich ein wohlbekanntes Bild, ein schönes Haus, von Rosen und blühendem Geisblatt umrankt,

sein eignes trautes Daheim. Und Eva schritt über die Schwelle und sank dankerfüllt an das treue, das starke Herz, was sie so sicher aus allen Wirrsalen zum Frieden geführt hatte.

Unklar und unentziffert zogen solche Bilder durch seine Seele, er redete sich ein, daß er den einzigen Ausweg ergreife, welcher ihm in dieser Noth für seinen Schützling offen blieb und wurde in seiner Selbsttäuschung bestärkt durch die Eile, mit welcher Baron Langenbühl darauf einging.

„Sie wollen sich ihrer also annehmen?“ fragte Alfred, ihn scharf fixirend. „Sie müßten uns alsdann ein schriftliches Attest über Mrs. Dufferrier's augenblickliche Gemüthskrankheit ausstellen, um uns gegenseitig zu sichern.“

Die tiefe Röthe, welche Mr. Brendal's männliches Gesicht überflog, zeigte, daß er die schimpfliche Demüthigung empfand, welche der Handel mit einem Schurken ihm auferlegte, allein er suchte seinen Halt in der Idee, daß die ganze Sache ein unerläßliches Spiel zu Eva's Befreiung sei. „Gewiß, ich verpflichte mich den Angehörigen der Dame gegenüber, diese zu ärztlicher Pflege

unter meine besondere Obhut zu nehmen, und damit fällt natürlich die Anklage, die Sie zu erheben gedachten, fort. Wer aber, als Verwandter oder Beschützer der Mrs. Duferrier würde eine Aufsicht über die von mir eingegangenen Verpflichtungen übernehmen?“ fragte er.

Wäre Alfred im Stande gewesen, noch irgend welche Beschämung vor sich selbst zu empfinden, so wäre die Reihe, verlegen zu werden, jetzt an ihm gewesen. Allein, er war über derartige Schwächen erhaben und stellte sich mit größter Unverschämtheit als „Beschützer und Verwandter“ der unglücklichen Frau hin, welche er noch so eben verleugnet und verfolgt hatte. Nachdem Mr. Hardy und selbst Flora des Arztes Forderung für die Frau des Capitäns vergeblich herabzudrücken versucht hatten, wurde der unerquickliche Handel abgeschlossen.

Als ob Mr. Brendal durch seinen sogenannten Ausweg das Unheil freventlich heraufbeschworen habe, fand er Eva aufgeregt und krank; allein, wenn ihre Vorstellungen unklar oder ungeordnet erschienen, so wußte Mr. Brendal als Arzt doch sehr wohl, daß nur die Gluth des Fiebers aus

ihr sprach. Dennoch kam ihm für die Hausgenossen dieser Zustand vortrefflich zu statten, er gab dem ganzen Arrangement den Schein der Nothwendigkeit.

Ohne Mühe konnte Eva veranlaßt werden, Mr. Brendal zu folgen. Sie hatte das dunkle Gefühl, daß er sie vor etwas Schrecklichem bewahren werde und unter seiner Obhut, wie sie einem Kinde nicht inniger hätte zu Theil werden können, legte sie die Reise nach Dorset zurück. Meist schlummernd lag sie in der Ecke des Waggons, und wenn sie die Augen öffnete, so erquickte sie immer die tröstende Versicherung, daß sie bald bei Mrs. Moore, der Frau des Capitäns sein würden, bei welcher sie ruhen und genesen solle, ehe sie eine neue Zuflucht suche.

Daß diese Worte von ihr begriffen und geglaubt wurden, schien kaum zweifelhaft; wenn Eva auch nichts darauf erwiederte, sie lächelte dankbar dazu, drückte Mr. Brendal die Hand, und schlief, zum Tode erschöpft, aber in dem süßen Gefühl vollkommener Sicherheit, bald aufs Neue ein.

Bis hierher hatte die Freude über das Ge-

lingen seines Planes über jedes weitere Nachdenken bei Mr. Brendal triumphirt, allein je näher er Dorset kam, je dringender trat die Frage an ihn heran, wohin denn nun eigentlich mit der schönen Kranken, die er so gewaltsam in Schutz genommen hatte. Zu der Frau des Capitäns? Es wäre perfide gewesen gegen Mr. Hardy und compromittirend für ihn selbst, nach den mündlichen Verhandlungen und der schriftlichen Erklärung, die er dem Baron Langenbühl gegeben hatte; es wäre vielleicht selbst für Eva die alte Gefahr heraufbeschworen, wenn Mrs. Moore dieselbe für zurechnungsfähig erklärte und ihre Ansprüche aufrecht erhielt.

Es ist merkwürdig, wie viele Ausflüchte, Beschönigungen und Vernunftgründe dem Menschen zu Gebot stehen, sobald es sich darum handelt, Wünsche zu rechtfertigen. Mr. Brendal stellte sich allmählig die Unmöglichkeit vor, Eva nach Dorset zu bringen, ehe sie gänzlich hergestellt sei und die Gründe seines Handelns zu würdigen vermöge.

Er besaß sechs Meilen von Dorset eine hübsche kleine Cottage, das Vermächtniß eines Verwand-

ten, in welcher Mr. Brendal gelegentlich einige Tage im Jahre zuzubringen pflegte, wenn er, ermüdet von seinem anstrengenden Beruf, einmal der Ruhe und Zurückgezogenheit bedurfte. Eine Dienerin, eine ältliche, dem Arzte treu ergebene Frau und ein Gärtner hielten die kleine nette Besitzung im Stand — sie vereinigte Alles in sich, was von einem stillen, ländlichen Aufenthalt zu wünschen ist, es war natürlich, daß er diesen Ort für die Kranke wählte.

Das Fieber hatte schon während der Reise unter dem Einfluß der Ruhe und Sicherheit und der Erquickung des Schlafes nachgelassen, Eva hatte ein vollkommenes Verständniß für das, was Mr. Brendal ihr mittheilte. So ließ sie denn willig nach der Cottage sich geleiten, welche sie für Mrs. Moore's Wohnung hielt; sie hatte nicht das leiseste Mißtrauen, als er ihr sagte, daß die Wittwe mit ihren Kindern augenblicklich verreist sei, da auch die alte Dienerin, über die angeblich fixen Ideen der Kranken instruirt, auf alle Bemerkungen derselben unbefangen einging. Am nächsten Tage war Eva schon so weit gestärkt, daß sie in ruhiger Weise mit Mr. Brendal

das Durchlebte bereden konnte; sie sah ein, daß er sie mit Aufwand aller Beredsamkeit einem drohenden Schicksal entrissen hatte, wenngleich sie nicht ahnte, um welchen Preis und für welchen Zweck.

Zu Mr. Brendal's Ehre gereichte es, daß ihm das Letztere selbst nicht klar war; er sah und dachte in diesem Augenblicke nichts als Eva, er fühlte nur den Zauber ihrer Nähe, als er so still und allein ihr gegenüber saß in dem weinumsponnenen Gemach — es war das liebliche Bild, was in seiner Seele geschlummert hatte. Und je später den sonst so besonnenen Mann die Leidenschaft erfaßt hatte, je unbesiegbarer war sie. Das leicht skizzirte Bild gewann deutlichere Formen, glühendere Farben und füllte seine ganze Seele aus. So sie zu halten und zu besitzen, die schöne Frau, die er so unsäglich liebte, ihr in die ernsten, räthselhaften Augen zu schauen und die Welt zu vergessen — welch ein Glück erschien es Mr. Brendal!

Eva erkannte bald selbst die Unmöglichkeit, mit ihrer Aussage die Anordnung der verstorbenen Mrs. Bradford aufrecht zu erhalten; sie konnte

es der Klugheit ihres neuen Freundes nicht genug danken, daß er wenigstens etwas für Mrs. Moore und ihre Kinder erlangt hatte. Auch von sich selbst redete sie, von ihren Plänen für die Zukunft, denn noch war ja ihr Vertrauen in seine Absichten unerschüttert. Nur von ihrer Vergangenheit, von ihrer Heimath und ihrer Familie sprach sie niemals; sie erwähnte nur, daß sie keinen Verwandten auf Erden habe und nach dem Verluste ihres Vermögens gezwungen sei, für sich selbst zu sorgen.

Inzwischen ließ sie sich die Pflege und erquickende Ruhe gefallen, welche ihr so nothwendig war; wie eine zertretene Blume richtete sie sich empor, langsam hob sich Blatt um Blatt, die wunderbare Elasticität ihres Geistes spottete jedes Druckes. Nie hatte Mr. Brendal ein ähnliches Glück empfunden wie jetzt; die Zuversicht, welche Eva in seine Aufrichtigkeit setzte, machte sie zutraulich und unbefangen, und gab dem Verkehr Beider einen eigenthümlichen Reiz, die Vorahnung eines innigern Verhältnisses. Manchmal ließ er Andeutungen fallen über den traurigen und gefahrvollen Zustand, in welchem sie sich an dem

Tage befunden habe, an welchem er sie von London entführte, und Eva hörte ihm, wenn auch verwundert, doch dankbar zu. Sie wußte sich nicht zu entsinnen, daß sie so gewesen war und so geredet hatte, und es war ihr peinlich, deswegen ihre Erinnerung zu durchforschen, sie war nur gewiß, daß Mr. Brendal als ihr Beschützer aufgetreten war.

Nach Verlauf einiger Tage indessen, als sie fühlte, daß sie durchaus hergestellt sei, verlangte sie, Erkundigungen über Mrs. Moore's Aufenthalt anzustellen und gab den Entschluß kund, das von Dorset aus persönlich zu thun. Damit schien denn der Augenblick gekommen, wo Mr. Brendal seine liebliche Gefangene frei geben sollte, und jetzt erst gestand der verblendete Mann sich ein, daß er das überhaupt nicht wolle. Wenn es möglich war, ihre Liebe zu gewinnen, so war das allein erreichbar in dieser Abgeschlossenheit, wo sie ihm nicht entrinnen konnte, wo ihr Blick sich immer und immer wieder auf seine Treue und Ergebenheit lenken mußte. Schon hatte er gekostet, wie süß es sei, ihren Dank zu empfangen, schon hatte seine unerschöpfliche Aufmerksamkeit ein Lächeln auf ihre

Lippen gerufen, und wenn es auch ein trauriges Lächeln war, es mußte sich erhellen unter dem glühenden Strahl seiner Liebe. Wenn sie nach Dorset ging, wenn andere Menschen sich zwischen sie stellten und den leisesten Verdacht gegen seine Aussagen anfachten, wenn sie erfuhr, daß Mrs. Moore nicht die Besitzerin der Cottage war, daß sie niemals, selbst nicht zu der Zeit, wo die sterbende Mrs. Bradford nach ihr verlangte, Dorset verlassen hatte, so war ihm Eva verloren. Und Mr. Brendal konnte sie nicht mehr aufgeben; im Gegentheil, er mußte sie jetzt enger an sich ketten und wäre es durch eine neue und keckere Lüge gewesen.

Er sagte ihr deshalb unumwunden, daß ihr Zustand ein geistig getrübter gewesen sei, als er von London zu ärztlicher Pflege sie hierher genommen habe, und daß die Angabe, sie zu Mrs. Moore zu bringen, eine jener Vorspiegelungen gewesen sei, deren man sich so häufig bediene, um derartige Kranke an ihren Bestimmungsort zu führen. Aber er bat sie, die Vorsehung zu segnen, welche sie durch eine kurze Krankheit, die er bald gänzlich zu heilen hoffe, einer boshaften

Verfolgung und einem wahrscheinlich schimpflichen Urtheilsspruche entzogen habe, und flehte sie an, sich seiner ferneren treuen Führung zu überlassen.

Mochte nun doch eine verrätherische Unsicherheit in seinen Worten liegen, mochte Eva an die glühenden Liebesgeständnisse denken, welche sie zurückgewiesen hatte, genug, es bemächtigte sich ihrer plötzlich der Verdacht, daß Mr. Brendal sie hier gewaltsam und aus strafbaren Beweggründen zurückhalte. Sie glaubte jetzt weder an die Krankheitsgeschichte, noch an die in Aussicht gestellten Folgen, sie fühlte nur eine grenzenlose Empörung, daß man je nach Wunsch und Bedarf der Betheiligten, bald ihre Ehre, bald ihre Vernunft anzutasten wagte, als seien diese kostbarsten Güter des Menschen Spielwerke in der Hand übermüthiger Kinder. Mit Heftigkeit verlangte sie ihre augenblickliche Freiheit, sie war wie umgewandelt, die Freundlichkeit, die sich schüchtern hervorgewagt hatte, war hinweggescheucht, und eine unsägliche Verachtung gegen den, der noch eben von ihrer Liebe geträumt hatte, sprach sich in jedem ihrer Worte aus.

Mr. Brendal war der Verzweiflung nahe, er

sah, daß er in seiner Verblendung den unrechten Weg eingeschlagen hatte, aber zurück konnte er nicht mehr. War das Ziel auch in weite Ferne gerückt, er glaubte es jetzt doch nur auf diesem einen Wege erreichen zu können. Er behauptete daher mit Bestimmtheit, es sei seiner ärztlichen Pflicht zuwider, sie nach den Krankheitserscheinungen, welche sie selbst zu beurtheilen nicht im Stande sei, neuen, feindlich einwirkenden Einflüssen zu überlassen, bevor nicht die Zeit einige Garantie für ihre dauernde Genesung geleistet habe, und er berief sich dabei auf die Einwilligung ihres Verwandten, des Baron Langenbühl.

Eva hörte ihn schweigend an. „Sie wollen mich also hier zurückhalten, wollen mich geistig tödten", sagte sie nach einer langen Weile. „Warum läßt man mich nicht vollkommen sterben. Ich würde den Baron Langenbühl, auf den Sie sich berufen, nicht anklagen, im Gegentheil, mein letzter Gedanke für ihn würde ein Segen sein. Aber weil es in Gottes Rath bestimmt ist, daß ich lebe, so will ich das im Besitze meines ehrlichen Namens und meiner unbezweifelten Geisteskräfte; ich vertheidige beide bis zum letzten Athemzuge.

Sie waren bis jetzt in der Welt ein geachteter Mann, vielleicht sind Ihnen Thränen des Dankes geflossen und Segen ruht auf Ihrem Haupte. Aber diese eine That macht das zu nichte, Alles, Alles! In der Stunde, wo Sie mit Baron Langenbühl einig wurden, eine wehrlose Frau zu bestehlen, entweder um den Schein der Vernunft oder den Schein ihrer Ehre, in der Stunde, wo Sie, der Meistbietende vielleicht, dem Baron seine Ansprüche abhandelten und mich ausstrichen aus der Reihe der vernünftigen Wesen, sind Sie zum Verräther an Ihrer eignen Ehre geworden und haben sie schonungslos in den Staub getreten. Was ist der Raub eines Straßenräubers gegen den Ihrigen, was sind Sie vor Gott, wenn auch Ihre ränkevolle List Sie über die Macht des Gesetzes erhebt!"

„Ein Mann, der Sie liebt, Mrs. Duferrier, nichts weiter, nichts als das, und darin liegt meine Schuld und meine Vertheidigung zugleich", erwiederte er bittend. „Ich kann und darf nicht anders zum Heil meiner eignen Seele, aber auch zu Ihrem eignen Besten. Wohin denn wollen Sie den Fuß setzen in dieser Welt voll Haß und

Gewalt; wer schützt, wer bewacht Sie, wohin führt Ihr Weg? Es ist wahr, ich habe kein anderes Recht an Sie, als das des Arztes und der Menschenliebe, aber würde ich es denn haben geltend machen können, wenn irgend ein näherer Anspruch an Sie erhoben worden wäre? Ich biete Ihnen eine Zufluchtsstätte, wo Sie ruhen und gesunden können, wenn Sie sich meinen Anordnungen fügen; Baron Langenbühl hat für Sie kein Asyl, als ein Gefängniß."

So resultatlos wie dies erste Gespräch, welches der bestürzten Frau nur zu klar sagte, wo und zu welchem Zweck man sie von der Welt abgesperrt hielt, verliefen viele andere; immer wies Mr. Brendal ihr Verlangen nach Freiheit mit derselben Beharrlichkeit und denselben unzureichenden Gründen zurück. Nachdem er Ehre und Ruf gewagt hatte, um die geliebte Frau zu gewinnen, war er nicht gewillt, auf halbem Wege umzukehren.

Im Uebrigen suchte er mit der unerschöpflichen Aufmerksamkeit der Liebe ihr einsames Leben mit Allem zu schmücken, was ihm Reiz geben kann; wohin ihr Auge blickte, überall traf es auf Zeichen

seiner Sorgfalt und Zärtlichkeit, und Eva, welche vom Leben, um es ertragen zu können, nichts begehrte als Einsamkeit, würde an dieser lieblichen Stätte Beruhigung geschöpft haben, wenn sie ihr unter anderen Umständen und für einen anderen Zweck geboten wäre.

Aber nun behielt die Empörung über Mr. Brendal's Willkür und Perfidie die Oberhand, sie empfand nichts von dem süßen Frieden der Zurückgezogenheit, sie kämpfte und litt auch hier und das Bewußtsein ihrer Ohnmacht steigerte nur ihre Erbitterung.

Bis zu dem Tage, wo wir sie wiederfanden in dieser Verborgenheit, so weit von der Heimath, von den Spielplätzen ihrer Kindheit und den Gräbern ihrer Lieben, hatte er seine Leidenschaft noch immer in den Grenzen respectvollster Bewunderung und Freundschaft gehalten. Wie ungestüm sein Herz auch schlug, wenn er ihr gegenüber saß in dieser tiefen Abgeschlossenheit, er zwang es zu der ruhigen, vertrauenerweckenden Sprache des Beschützers, er durfte die Liebe, welche er gewinnen wollte, nicht ängstigen oder erschrecken. Allein an diesem Abend hatte Eva ihr Recht weniger heftig

vertheidigt, sie war zu der Ueberzeugung gekommen, daß nicht Bitten, noch Gewalt, sondern nur Klugheit sie aus der drückenden Lage befreien konnten, in welcher sie sich befand, und Mr. Brendal, irre geleitet durch die Resignation, mit welcher sie ihm zuhörte, verlor die Herrschaft über sich. Der laute, entsetzte Schrei, den sie ausstieß, als er sie so stürmisch an sein Herz preßte, die unnatürliche Kraft, mit welcher sie sich dieser feurigen Umarmung entwand, belehrte ihn, daß ihr Widerstand keineswegs gebrochen sei und daß er viel zu rasch gewesen war.

Unmuthig und beschämt blieb er zurück. Seine Unvorsichtigkeit hatte ihn weit zurückgeschleudert von dem Ziele, dem er bisher so besonnen zugestrebt hatte, jetzt, das sagte er sich klar, blieb ihm kein anderes Mittel, als es rasch und mit Gewalt zu nehmen.

XVIII.

Es war spät am Morgen, als Eva aus einem kurzen und unruhigen Schlummer erwachte, selbst im Schlafe hatte sie noch den beklemmenden Druck der Angst empfunden, der sie am Abend vorher bei Mr. Brendal's Annäherung ergriffen hatte. Als sie die Vorhänge zurückzog, fiel ihr erster Blick auf den breiten, sauber gehaltenen Kiesweg, der von dem eisernen Gitterthor, welches sie von der Welt absperrte, direct auf das Haus zuführte. Tiefe Räderspuren waren in dem vom Nachtregen noch feuchten Grunde sichtbar — eine freudige Ahnung sagte ihr, daß Mr. Brendal nach seiner gestrigen Niederlage den Rückzug angetreten habe.

In der That wurde diese Vermuthung durch die alte Mrs. Brown, welche ihr das Frühstück brachte, bestätigt, und nun Eva keine unmittel-

baren Kämpfe bevorstanden, richtete sie ihr Nachdenken ernstlicher als zuvor auf die Frage, wie sie ihrer Gefangenschaft entkomme.

Bitten und Vorstellungen bei Mrs. Brown und dem Gärtner blieben heute so erfolglos wie früher, Eva ging in den Garten und recognoscirte zum hundertsten Male das wohlbewachte Terrain. In der hohen Mauer, welche die einsam gelegene Cottage umgab, war das breite Gitterthor der einzige Ausweg und der Schlüssel war stets in Mrs. Brown's Händen. Am Tage, das wußte sie genau, waren stets zwei beobachtende Augen auf sie gerichtet, des Nachts waren die beiden großen Wolfshunde, mit denen sie noch immer keine Freundschaft geschlossen hatte, draußen und hielten Wache, und der Weg, der über die Anhöhe an dem Gitterthor vorüber führte, wurde fast nur von denen benutzt, welche im Hause zu thun hatten. Selbst auf den tiefer gelegenen und den sich durchkreuzenden Wegen, welche die Felder durchschnitten, zeigte sich selten nur ein Reiter oder ein Wagen, es war nur geringe Aussicht da, die Aufmerksamkeit gelegentlich Vorüberkommender auf sich zu ziehen. Entmuthigt kehrte sie

in das Haus zurück; die Bücher und Zeitungen, welche ihr, um die Zeit zu kürzen, Mr. Brendal mitgebracht, blieben unberührt, Eva's eigene Gedanken ließen Nichts neben sich aufkommen.

Gegen Mittag, eben als sie sich zu ihrem einsamen Mahle niedersetzen wollte, wurde die Klingel am Thore gezogen; der helle und schrille Klang, den Eva so selten hörte, weckte ihr ein sonderbares Gefühl; so muß ein Trompetensignal zum Angriff auf ungeduldige, kampfbereite Streiter wirken. Allein die Erscheinung da draußen am Gitterthor war, wie Eva sich mit einem Blick durchs Fenster überzeugte, durchaus keine feindliche; eine junge, schlanke Dame stand, wie es schien, mit einer Dienerin, Einlaß begehrend, an der Pforte und erwiederte den tiefen Knix der verblüfften Mrs. Brown mit freundlichem Kopfnicken.

Eva stand athemlos lauschend am Fenster, die schöne Frau in der Fülle goldener Locken, die das blühende Gesicht umschatteten, schien ihr bekannt, und doch wußte sie nicht, wo sie ihr im Leben begegnet war. Erst als sie dem Hause mit Mrs. Brown sich näherte, konnte sie einige Worte

erhaschen und sie stellte sich vorsichtig hinter die Jalousieen, um durch ihre vorzeitige Erscheinung Mrs. Brown keine Vorsichtsmaßregeln aufzuerlegen.

„Also Dr. Brendal ist der Besitzer, er wird gewiß einer erschöpften Frau für einige Stunden Gastfreundschaft erweisen und als Arzt es verzeihen, daß ich meine Zuflucht hier zu der Höhe nahm, da drüben im Dorfe die Blattern fast in jedem Hause sind."

Mrs. Brown knixte, noch immer etwas zerstreut; der Fall eines Besuches war so wenig vorausgesehen, daß sie keine Instruction dafür empfangen hatte, und auf der andern Seite ahnte sie so wenig von der Gewaltthätigkeit, welche in der Behandlung der ihr anvertrauten Kranken lag, daß sie, sobald sie nur ihr Entkommen verhinderte, keinen Grund fand, ihre Anwesenheit zu verheimlichen. Endlich stotterte sie die Frage hervor, ob sie Mylady einige Erfrischungen bieten dürfe und ob sie vorzöge, nach dem sonnigen Wege in dem kühlen Gartenzimmer auszuruhen.

Die Dame nahm das an. „Ist Niemand

von der Familie des Herrn Brendal hier?“ fragte sie, „ist das Haus unbewohnt?“

„Es befindet sich eine kranke Dame hier, nicht dem Herrn verwandt, sondern ihm zur Heilung übergeben, weil ihr Einsamkeit nothwendig ist und die Familie doch einen so entsetzlichen Aufenthalt scheut, wie es eine Irrenanstalt ist. Hier ist es still und hübsch und die liebe Dame hat Alles, was ihr Herz begehrt.“

Die Fremde zog erschrocken den Fuß zurück, den sie schon auf die Schwelle gesetzt hatte. „O, eine Wahnsinnige“, sagte sie ängstlich, „scheucht mich denn überall das Unglück fort!“

„Nein, nein, Madame!“ rief eine weiche, melodische Stimme in französischer Sprache von oben herab, „es ruft Sie hülfeflehend herbei. Bleiben Sie und befreien Sie mich, ich bin nicht krank.“

Dem erstaunten Blick der Fremden zeigte sich am Fenster nur flüchtig eine weibliche Gestalt, welche gleich verschwand, und Mrs. Brown sagte entschuldigend: „Sie ist sehr sanft und schön, sie wird Mylady nicht stören. Man würde es nicht glauben, daß sie krank ist — aber der Herr muß

es doch wissen, er sagt, ihr Irrsinn besteht darin, daß sie hinaus will und sich gesund glaubt."

Die Dame trat in den Gartensaal mit einem Gemisch von Furcht und mitleidigem Interesse; es lag so viel Gewinnendes in der sanften Stimme, welche zu ihr geredet hatte. Wenn sie darnach einen Schrei des Schreckens ausstieß, als Eva endlich eintrat, so galt das nicht ihrer Erscheinung selbst, die in den bleichen und vergrämten Zügen noch immer Spuren ihres früheren Liebreizes trug, sondern einem Wiedererkennen, was geradezu überwältigend auf sie wirkte.

„Madame Duferrier, o Madame Duferrier, sind Sie es denn wirklich?" rief die Fremde ergriffen und streckte ihr wie einer alten Bekannten die Hände entgegen. „So weit von der Heimath und Ihren Verwandten, verschollen für Ihre Freunde — wie kommen Sie hierher?"

„Kennen Sie mich denn?" entgegnete Eva erstaunt und zitternd, in der Hoffnung einer nahen Erlösung, „leben wirklich noch Menschen, die sich meiner erinnern und mir helfen wollen?"

Der Fremden drangen die Thränen in die Augen. „Ich bin Lady Constanze Bentworth

und habe Sie in Homburg gesehen. Wenn ich Ihre persönliche Erscheinung hätte vergessen können, so würde das lebhafte Interesse meines Vetters Sie in meiner Erinnerung frisch erhalten haben; Lord Bentworth und seine Schwester gedenken Ihrer oft und mit herzlichem Antheil, und auch in Deutschland, von wo ich vor einigen Wochen zurückgekehrt bin, lebt Ihr Angedenken."

Die letzten Worte berührten Eva tiefer, als Constanze erklärlich schien, ihre Wangen wurden noch bleicher und ihre Stimme zitterte hörbar, als sie sagte: „Ich aber, ich darf und will nicht an Deutschland denken, wenn ich muthig in das Leben zurückkehren soll. Die leiseste Erinnerung daran verursacht mir tödtlichen Schmerz. Allein ich darf ja nun vorwärts blicken, Ihr Name schon ist eine Verheißung der Freiheit, denn wenn Lord Bentworth lebt, wenn meine Stimme ihn erreicht, so bin ich gerettet."

Es störte Eva wenig, daß Mrs. Brown aus- und einging und mißtrauische und wachsame Blicke auf sie heftete; die immerwährende Selbstbeherrschung, welche die unglückliche Frau geübt hatte, verhinderte Ausbrüche des Schmerzes oder laute

Anklage. Die deutsch geführte Unterredung war eine scheinbar ruhige. Scheinbar — denn welch eine Geschichte voll stillen Jammers, voll Schmach und Unterdrückung und Verfolgung lag in Eva's kurz gedrängter Erzählung.

Lady Constanze reichte ihr ergriffen beide Hände dar, als sie geendet hatte. „Sie sollen noch heute fort", versicherte sie, „und den Conflict mit den Dienern hier, welchen Ihre Entfernung herbeiführen könnte und eine mögliche Benachrichtigung des Dr. Brendal wollen wir gänzlich vermeiden. Es ist viel leichter für ihn, Sie hier zurückzuhalten, als Sie wieder in seine Gewalt zu bekommen."

„Heute?" fragte Eva zweifelnd. „So viel Freiheit innerhalb dieser Gartenmauern man mir auch angedeihen läßt, so wird doch jede Rücksicht aufhören, sobald ich von hier ohne Mr. Brendal's Einwilligung mich entfernen wollte. Ich bin überzeugt, Mrs. Brown und der Gärtner würden Gewalt brauchen und Hülfe herbeiziehen, denn Mr. Brendal hat ihnen in diesem Punkte eine schwere Verantwortlichkeit auferlegt."

„Sie sollen auch gar nicht merken, daß der

Vogel ausgeflogen ist", erwiederte Constanze lächelnd. „Die Sache ist ganz leicht zu bewerkstelligen. Ich habe zwar meinen Wagen, sobald er wieder hergestellt ist, hierher beordert, aber ich werde Hitze und Ermüdung vorschützen und erst zur Nachtzeit fahren. Sie legen meine hellen, farbigen Kleider an und ich bleibe still in Ihrem Zimmer eingeschlossen. Wenn Sie den Schleier herablassen und sich stumm verhalten, wird Mrs. Brown keine Ahnung davon haben, daß Sie es sind, die davon fährt und der Betrug wird erst am nächsten Morgen entdeckt. Mein Kammermädchen muß natürlich ins Geheimniß gezogen werden, allein sie ist durchaus zuverlässig. Sie fahren von hier direct nach Bentworth Hall, wo Sie fast mit dem Morgenroth ankommen müssen und Lord Charles und Miß Sarah keine geringe Ueberraschung bereiten werden."

„So nahe waren mir befreundete Menschen und ich ahnte es nicht!" rief Eva schmerzlich; „Doctor Brendal behauptet, keine Person dieses Namens in England zu kennen."

„Das vergebe ihm Gott", erwiederte Constanze; „nicht den Namen allein, sondern auch

den Mann, der ihn trägt, kennt jedes Kind in der Grafschaft."

„Und wenn am nächsten Morgen die Verwechslung entdeckt wird", sagte Eva, mit ihren Gedanken den Verlauf der Angelegenheit verfolgend, „werden Sie nicht zu große Ungelegenheiten haben?"

Lady Constanze lachte. „Welcher Art sollten sie wohl sein, meine theure Madame Duferrier? Doctor Brendal hat kein Interesse dabei, mich für verrückt zu erklären, und keine Macht, mich hier zurückzuhalten. Er weiß, daß ich nicht so spurlos in der Welt verschwinden darf, daß es Menschen giebt, die nach mir fragen."

Fast bereute Lady Constanze ihre letzten und unbedachten Worte, die ein schmerzliches Gefühl bei Eva wecken mußten. Die bleiche Frau legte die Hand über die Augen und nickte stumm. „Sie können nicht verloren gehen, es ist wahr", sagte sie, „das kann nur ein Mensch, der Niemand angehört."

Um keinen Verdacht zu erregen, verließ Eva nach der Verabredung des Nothwendigen den Gartensaal und hielt sich während des übrigen

Tages in ihrem eigenen Zimmer auf, welches sie Lady Constanze genau bezeichnet hatte. Der Tag erschien ihr endlos lang, sie erwartete ihre Befreiung mit einer Angst und Ungeduld, nicht, als führe sie in die Leere, sondern zum Glück. Eva hatte auf ihrem Zimmer zu Mittag gespeist und Abends ihren Thee genommen, und daß die Speise fast unberührt blieb, daß der Sonnenschein die arme Gefangene nicht herauszulocken vermochte, schien eine Bestätigung des Unwohlseins, welches sie vorschützte, und nahm Mrs. Brown jeden Verdacht eines Einverständnisses mit der Fremden.

Der Kutscher war benachrichtigt, mit dem Wagen erst um elf Uhr zu kommen und da Lady Constanze vorher noch eine Stunde zu ruhen wünschte, so nahm auch Mrs. Brown die Gelegenheit wahr, nach der ungewohnten Unterbrechung in ihrer geregelten Tageseintheilung in ihrem Sorgenstuhle einen kurzen Schlaf zu machen. Sie erwachte erst wieder, als die helle Klingel am Gartenthor ihr anzeigte, daß der Wagen vorgefahren sei, und sie begegnete der Fremden in ihrer Reisetoilette und dicht verschleiert in der

Thür des Gartensaales. Das Kammermädchen sprach den Dank ihrer Gebieterin wortreich genug aus und die Dame gab demselben Nachdruck durch ein Geldgeschenk, welches sie mit stummem Neigen des Hauptes in die Hand der alten Frau gleiten ließ.

Oben am Fenster stand Lady Constanze und blickte mit Spannung den Vorgängen da unten zu. Ihr Herz klopfte fast nicht minder, als das der armen Frau, die sich dieser unwürdigen Gefangenschaft entriß; in der vollen Hingebung an fremdes Leid und ihrer thatkräftigen Hülfe that Lady Constanzens innerste Natur sich kund; und erst nachdem ihr Werk gelungen schien, gab sie den Betrachtungen über die Einzelnheiten, soweit diese sie selbst betrafen, sich hin.

Unverkennbar griff Eva's Schicksal in das ihrige; wo immer Lady Constanze Liebe gesucht hatte, ward sie dieser Frau zu Theil! Die Schwester — Eva's zweites und edleres Selbst — hatte die Neigung des Mannes gewonnen, der Constanzens Jugendideal war, das reifere, glühende Gefühl ihres Herzens, was sie Lord Charles zuwandte, blieb unerwiedert, weil Eva seine Phan-

tasie erfüllte. Sie mußte eine unwiderstehliche Macht auf die Herzen der Männer ausüben; selbst Richard, der in Veronika Vollkommeneres besessen hatte, der sich stark genug hielt, ihrem Andenken zu entsagen, hing jetzt an Eva wie an dem Schattenbilde der Geliebten mit unlösbarem Zauber fest.

Als Constanze nach England freiwillig in das Haus ihrer Verwandten zurückkehrte, war sie von Lord Edward mit einem Jubel empfangen, in den sie unwiderstehlich einstimmte. Und der erste warme Blick, das erste innige, unbewachte Wort, was sie ihrem Gefühle gestattete, rief ihn zurück — Constanze war fest entschlossen, einen Zwang von sich zu werfen, der Niemand beglückte, Niemand zur Ehre gereichte, den sie selbst unschön und unnatürlich nannte, seit das Zusammenleben mit Richard sie überzeugt hatte, wie unter so harter Hülle das Glück erstarrt. Nicht harte Lebensschicksale wollte sie erwarten, um gleich dem Jugendfreunde ihren Irrthum einzugestehen; freiwillig dem so lange gewaltsam zurückgedrängten Zuge ihrer eigensten Natur folgte sie, als sie aus Richards verödetem Hause in das Sonnen-

licht der Freude und Heiterkeit zurückkehrte, das Lord Edward's ganzes Leben erfüllte. Denn wenn Veronika ihren Mann trotz seiner Fehler geliebt hatte, so hatte Constanze ihn, in verkehrter Auffassung, um seiner Mängel willen bewundert; darin lag der Unterschied ihrer Neigung, und darin lag es begründet, daß sie bei Constanze erkaltete.

Wie ein Kind, das nach langem, bangen Irren in Nacht und Kälte in das Vaterhaus zurückkehrt, so gab sie dem Erwachen der Freude, der innigen Liebe zu Lord Edward, dem heiteren Zusammenleben mit Miß Sarah und den Freunden des Hauses sich hin. Das war nicht mehr das düstere, langweilige Bentworth Hall, wo sie mit aufopfernder Geduld den alten, grämlichen Gatten gepflegt hatte; der schönheitsbedürftige Sinn des neuen Besitzers hatte nicht allein das Aeußere des alten Landsitzes umgestaltet, ein froher, jugendlicher Geist wohnte in den neu geschmückten Räumen und machte seine Herrschaft geltend. Weit, weit öffnete Constanze ihr noch jungfräuliches Herz, daß Liebe und Lebensluft einziehen konnten in den unentweihten Raum, und nun

kam Eva, und die Lichtgestalten entflohen, und aufs Neue zogen Schatten heran, Constanzens Dasein einzuhüllen. Sie fröstelte, indem sie daran dachte, es war so schwer, zu scheiden von dem warmen, süßen Leben, nun es sie einmal umfangen, nun sie einmal in seinem Glanze sich gesonnt hatte.

Constanze fand keine Ruhe in dieser Nacht, ihre Gedanken folgten den schnellen Pferden, welche Eva nach Bentworth Hall brachten. Wie ungern war sie vor einigen Tagen der Einladung einer befreundeten Familie gefolgt, welche sie so unverhofft in Eva's Nähe brachte! Miß Sarah war unwohl und Lord Edward durch Geschäfte behindert, sie zu begleiten, aber sein Wunsch, sie möge hingehen, war so dringend gewesen, daß er ihr, nun sie die schöne Frau aufgefunden hatte, welche er einst so sehr bewunderte und die dann plötzlich allen seinen Nachforschungen entschwand, wie eine Schicksalsbestimmung erschien. Sie hatte Phantasie genug, um sich das Wiedersehen auszumalen, in welchem sie selbst so ganz vergessen werden würde, und sie fragte sich voll schmerzlicher Besorgniß, wie lange sie wohl hier ver-

weilen müsse, bis man sich ihrer erinnerte. Sarah, o ja; aber Lord Edward sah nun in die Augen, die er selbst die schönsten der Welt genannt hatte, es schien nicht wahrscheinlich, daß seine Gedanken pflichtgetreu sich sogleich der Retterin der Wiedergefundenen zuwenden sollten.

Sie vermied so lange als möglich, sich der alten Mrs. Brown zu zeigen, um die Entdeckung noch hinauszuschieben, und erst, als diese wieder und wieder mit Fragen wegen der ungewöhnlich verzögerten Frühstücksstunde an der Thür erschien, hielt sie es für gerathen, sich zu zeigen.

Der anfängliche Schrecken der Dienerin und ihre sichtbare Angst vor ihrem Herrn legte sich, als Lady Constanze ihr begreiflich machte, daß alle Verantwortlichkeit auf sie selbst falle und daß Mr. Brendal sich hüten werde, Klagen oder Reclamationen anzustellen, da eine mächtige Familie die Dame in ihren Schutz nehme, welche er hier widerrechtlich unter der falschen Angabe von Geisteskrankheit zurückgehalten habe.

Zu größerer Beruhigung der geängsteten Frau versprach sie, daß Lord Bentworth dem Arzte selbst den Zusammenhang der Begebenheit und die

völlige Schuldlosigkeit der Dienerin melden solle, und gab sich dann wieder dem Antheile hin, welchen ihre eigene Person an den Folgen von Eva's Flucht zu erwarten hatte.

Wie viel sicherer ließ sie den Blick von ihrem Fenster aus über die Ebene schweifen, als die arme Eva, welche auf keine Hülfe zu hoffen hatte. Es war noch weit von der Mittagsstunde, als Constanze auf der fernen Landstraße die schnellen Pferde des Lord Bentworth erkannte; erst als sie näher kamen, sah sie zu ihrem freudigen Schrecken, daß er selbst es war, der sie lenkte. Seine Blicke flogen ungeduldig und suchend voraus, dem einsam gelegenen Hause zu, wo Constanze klopfenden Herzens am Gitterthore stand.

Lord Edward war kein Mann kühler Zurückhaltung; der Bediente, der vor ihm vom Wagen gesprungen war, kümmerte ihn durchaus nicht, er schloß, seiner raschen Bewegung folgend, zum ersten Male Lady Constanze stürmisch an seine Brust.

„Gott sei gelobt, daß ich Sie gesund und unverletzt in meinen Armen halte, meine theure,

meine kluge Constanze!“ rief er, und maß sie mit strahlendem Blick. „Die Pferde haben ihre Schuldigkeit gethan“, fuhr er, auf die schaumbedeckten Thiere zeigend, fort, „aber meine Ungeduld war ihnen doch immer voraus!“

„Und ich, Edward, habe ich auch meine Schuldigkeit gethan?“ fragte sie, glücklich über die zärtliche und in diesem Augenblicke so unerwartete Sorge, die er an den Tag legte.

„O, tausendmal mehr, meine liebe Constanze. Weder die arme Madame Duferrier, noch ich, noch irgend ein anderer Mensch konnte so viel Energie und Geistesgegenwart verlangen. Es war ein kluger Streich, Constanze!“

Sie blickte plötzlich mit verändertem Ausdruck zu ihm auf; sie dachte an seine Worte in Homburg, wo er behauptete, sie habe nicht Liebenswürdigkeit genug zu einem dummen Streiche. War sie denn wieder zu kühl und besonnen gewesen, auch diesmal, wo ihre Berechnung doch zum Guten geführt hatte?

Er erzählte ihr von dem ersten Eindruck der Ueberraschung, welcher ihm durch Eva's unvermuthetes Erscheinen bereitet sei, und von Sarahs

Mitleid und Zuneigung zu der schönen Frau, die so standhaft mit dem Leben kämpfe; sein Interesse für sie leuchtete aus jeder Bemerkung.

Constanze wurde in dem Maße stiller, wie er froher und lebhafter sprach; jedes Lob, jede Anerkennung, die ihr selbst zu Theil wurde, nahm sie mit eigensinniger Selbsttäuschung nur für einen Dank seiner Liebe zu Eva.

Sobald die Pferde sich etwas ausgeruht hatten, drang er auf die Abfahrt. Sicherlich leitete ihn bei dieser Eile vor Allem die Rücksicht, Constanze so schnell als möglich dem peinlichen Aufenthalt zu entführen, allein auch in diesem Drängen erkannte sie nur die Ungeduld, nach Bentworth Hall und in Eva's Nähe zurückzukehren.

So fuhr sie denn ziemlich schweigsam an seiner Seite dahin, seine Worte vermochten ihre Lebhaftigkeit nicht mehr zu wecken und erst, als er, wohl an die früheren Zeiten ihrer Unnahbarkeit gemahnt, sich vorwärts neigte, um ihr in die Augen zu blicken und sie halb zärtlich, halb vorwurfsvoll fragte: „Was sinnt Constanze,

über welche hohe und unerreichbare Idee, über welche unbarmherzige Anforderung an uns arme, sündige Menschenkinder?“ Da antwortete sie lachend und auf seinen Scherz eingehend: „Ueber einen dummen Streich.“

XIX.

Wer, von Dorset kommend, an den mächtigen Gebäuden von Bentworth Hall vorüberfährt, den altersgrauen, mit Epheu übersponnenen Mauern, aus denen die Fenster wie klare, junggebliebene Augen schauen, an dem herrlichen Park mit seinen Baumgruppen und seinem Rasengrün, an den stillen Weihern und dem Tannendickicht, dem wird inmitten der Freude und des Lebensgenusses dieser Fleck Erde fesselnd und schön erscheinen; für Eva hatte er einen mächtigern Reiz, ihr war er die Stätte der Freiheit geworden.

Von Miß Sarah mit offenen Armen und von Lord Edward mit ungeheuchelter Freude empfangen, hatte es nichts weiter als der kurzen Erklärung bedurft, welche ihr erschöpfter Zustand ihr gestattete, um sie mit all dem liebenswürdigen Vertrauen aufzunehmen, welches eine Haupteigenschaft der

Bewohner von Bentworth Hall war und den Werth ihrer Gastlichkeit erhöhte. Die Ruhebedürftigkeit, welche so deutlich aus Eva's ganzem Wesen sprach, schnitt vorerst eingehendere Fragen ab, später überließ man mit feinem Tact ihrem eigenen Gefühl, wie weit sie sich über die jüngste Vergangenheit und ihre Zukunftspläne äußern wolle. Aber so vollen und herzlichen Antheil man ihr entgegenbrachte, so innige Dankbarkeit sie zeigte, mit ihrem Vertrauen hielt sie in einer fast ängstlichen Weise zurück; die Bitte, daß man die schicksalsreiche Vergangenheit, welche nur Thränen für sie habe, unberührt lassen wolle, und das darin liegende Eingeständniß, wie tief ihr Gemüth noch immer unter den Eindrücken der letzten Jahre litt, war der einzige Einblick, den sie in ihr Seelenleben gestattete. Vermied sie sichtlich, von dem Aufenthalte in Homburg und dem späteren Tode ihrer Schwester zu reden, so versetzte schon der Name ihres Schwagers sie in eine Fassungslosigkeit, daß Constanze ferner die leiseste Erwähnung vermied, obwohl gerade hier der natürlichste Anknüpfungspunkt für die beiden Frauen gelegen hätte; und indem das Wichtigste und Nächste un-

ausgesprochen blieb, wurde es zu einer Scheidewand zwischen Eva und den Bewohnern von Bentworth Hall, welche die junge Frau unwillkürlich isolirte.

Lord Edward war eine viel zu offene und harmlose Natur, als daß ihre Verschlossenheit und fast ängstliche Scheu ihn nicht fremd berührt hätte; er, der nichts Trauriges erlebt hatte, konnte es sich nicht vorstellen, wie die Berührung einer Wunde schmerzt, wollte es nicht einsehen, daß man trübe Erinnerungen hütet, wie ein Geheimniß. Eva's dringende Bitten hatten ihm endlich, wenn auch widerstrebend, die Zusage abgewonnen, sich darauf zu beschränken, dem Dr. Brendal ihren jetzigen Aufenthalt anzuzeigen und ihm, wie dem Baron Langenbühl etwaige Reclamationen freizustellen, ein Anerbieten, das vollständig unbenutzt blieb. Erst die gewisse Zusage, daß dieser ganze Vorfall die Oeffentlichkeit nicht berühren werde, daß sie so unbemerkt verschwinden und in dem Getümmel des Lebens sich verlieren könne, wie sie bisher gelebt habe, schien Eva einige Beruhigung zu gewähren, wenigstens zog sie nun trotz der herzlich gebotenen Gastfreundschaft ernstlich

die Frage in Erwägung, wohin sie sich wenden solle.

Offenbar hatte sie nicht den Wunsch, sich an irgend Jemand anzulehnen, nie klagte sie, daß ihr eine Stütze fehle in den vielfachen Nöthen und Verlegenheiten, denen sie preisgegeben war, sie schien genügsam ihr Loos anzunehmen, und man hätte sie für zufrieden halten können, wenn das seltene Lächeln, was in dem ernsten Gesichte erschien, nicht so todestraurig gewesen wäre, daß Lord Bentworth behauptete, in ihrem Lächeln liege die einzige Klage.

Wenn jemals ihr süßes und friedensvolles Bild ihn in der Erinnerung mit Wünschen erfüllt hatte — nun er in ihrer Nähe lebte, verstummten sie. Wie er die ernsten Augen nicht enträthseln konnte, so fühlte er, daß ihr Herz nur zu erschließen war durch einen Zauberspruch, den er nicht kannte, und Lord Edward war viel zu leichtlebig, um sich mit Grübeln abzuquälen, wie der verzauberte Schatz zu heben sei.

Es war ungefähr eine Woche nach Eva's Ankunft in Bentworth Hall, an einem prächtigen Sommermorgen, der sie hinausgelockt hatte, als

Constanze die Karte eines Fremden überbracht wurde. Der erste Blick auf die feinen Schriftzüge trieb ihr die Röthe der Freude in die Wangen, es war Richard Roßdall, der da draußen wartend stand und gleich darauf in ihr Cabinet geführt wurde.

Er kam dem Ausbruch ihres Erstaunens zuvor, die Spannung seiner Züge verrieth, daß er Auskunft haben mußte, ehe er sie gab. „O, meine liebe Lady Constanze", rief er, rasch auf sie zueilend, „wie hat Ihr Brief mich erschüttert und beunruhigt; es gab kein anderes Mittel, meine Besorgniß zu stillen, als sogleich selbst zu kommen!"

„Aber Madame Duferrier ist unter sicherem Schutz, unter meiner zärtlichen Obhut, mein Freund", erwiederte Constanze. „Ich glaubte, Ihnen eine Mittheilung des Vorgefallenen schuldig zu sein, und habe unsern lieben Gast deswegen gar nicht erst um Erlaubniß gefragt, allein ich schrieb Ihnen von überstandenen, nicht von gegenwärtigen Leiden.

Er nickte. „Ja, ja, und Eva hat einen leichten Sinn, so gemacht zum Ueberwinden und Vergessen; allein so rasch auf einander folgende Schicksals-

schläge lassen ihr keine Zeit dazu. Und ich bin auch nicht gekommen, in diesem Augenblicke noch zu helfen, sondern sie in Zukunft in irgend einer Weise sicher zu stellen, wenigstens gegen eine Abhängigkeit, die schutzlos ist. So weit darf sie sich nicht wieder von Menschen verlieren, denen sie, wenn auch nicht durch Sympathie, doch durch Familienbande nahe steht. Wenn man weiß, daß sie zu jeder Zeit einen Rückhalt an mir hat, wird man sich hüten, einen Frevel, wie der jüngste es war, an ihr zu begehen. Oder glauben Sie, Baron Langenbühl würde gewagt haben, ihren guten Namen zu verdächtigen und sie dann als eine Verrückte einzusperren, wenn er geglaubt hätte, ihre Stimme könnte bis zu mir dringen? Sie hat sie freilich gar nicht erhoben", fuhr er mit einiger Bitterkeit fort, „sie zeigt eine Beharrlichkeit, mir auszuweichen, die fremd hineingekommen ist in den unbesonnenen und wankelmüthigen Charakter. Wie mächtig muß der Haß gegen mich sein, daß er sie zu dem machen konnte, was keiner Erziehung gelang. Und nun, meine beste Lady Constanze, führen Sie mich zu ihr, daß diese peinliche Erwartung, in der ich mich

befinde, ſich endet — mag ſie mich empfangen wie ſie will, ſehen muß ſie mich. Die eigene Entſcheidung über ihre Zukunft bleibt ihr unbenommen, allein ich werde mich mit ihr beſprechen, werde ſie fragen, ob ſie denn wirklich in Veronika's Sinne zu handeln meint, wenn ſie ſich mir ſo feindlich gegenüberſtellt!"

„Wenn ich Sie anmelde — ich bin das überzeugt —, ſo entflieht ſie wie ein ſcheues Reh", erwiederte Conſtanze bedenklich, „und es iſt die Frage, ob es gelingt, ſie wieder hierher zurück zu bringen. Schon in dem Gedanken einer Begegnung mit Ihnen liegt der größte Schrecken für ſie, ſie erblickt darin ein größeres Unglück, als ſelbſt in der eben ihr widerfahrenen Begebenheit, denn was hätte ſie abgehalten, ſich an Sie zu wenden. Sie hat Alles erduldet, was ihr durch einen einzigen Hülferuf nach Ihnen hätte erſpart werden können; ermeſſen Sie daraus, wie groß ihre Furcht ſein muß, mit Ihnen zuſammenzutreffen. Die erſte Verpflichtung, welche Lord Bentworth in ſeiner Gaſtfreundſchaft übernommen hat, iſt, nicht an der Vergangenheit zu rühren, ſie durch keine Erinnerung wachzurufen, und Lord Bentworth

nimmt es genau mit seinem Versprechen. Schreiben Sie ihr, daß Sie in ihrer Nähe sind, erwarten Sie in Dorset ihre Antwort, glauben Sie mir, es ist besser als eine mündliche Entscheidung, bei welcher ihr nicht Zeit bleibt, mit dem Gedanken des Wiedersehens vertraut zu werden."

Richard Roßdall war mittlerweile an ein Fenster getreten, welches die Aussicht in den Park bot, und indem er hinausblickte, sah er eine schlanke Frauengestalt von dem Sitze unter einer herrlichen Platane, welche den weiten Rasenteppich schmückte, sich erheben und einem Wege zuschreiten, welcher sich unter dem Dunkel der Bäume verlor. Er hatte ihr Gesicht nicht unterscheiden können, wohl aber ihre Bewegungen, ihren Gang, der leicht und elastisch war, wie der seiner Gattin es gewesen war. Jede Aehnlichkeit, die ihn an Veronika gemahnte, brachte sein Blut in Wallung, und nun vollends diese!

„Ich muß, ich muß sie sehen, Lady Constanze", rief er gebieterisch, „so nahe ihr, kann ich weder Gefühl noch Pflicht zum Schweigen bringen. Sie sollen keine Verantwortung dabei haben, lassen Sie mich nur hinunter in den Park. Oder wollen

Sie vor Gott, vor mir und vor sich selber es verantworten, das arme Wesen aufs Neue hinirren zu lassen in die öde, weite Welt, weil es in kindischem Unverstand den Retter verkannte?“

Constanze, ohnehin unschlüssig, gab seinem Drängen nach; durch eine Seitenthür des Schlosses, ungesehen von Lord Edward und der Dienerschaft, traten sie hinaus und dann eilte Richard, indem er ihr winkte, zurückzubleiben, auf dem Wege vorwärts, wo Eva seinen Blicken entschwunden war.

Es war ja nicht Veronika, die er suchte, aber die, welche ihr im Leben am nächsten gestanden hatte, ein Theil ihres Ichs und ihr Ebenbild. Sie hatte jede glückliche Stunde ihrer Jugend mit ihr getheilt; als Veronika von dem Gatten verstoßen war, der ihr Schutz und Treue geschworen, hatte Eva die letzten Thränen von ihren Augen getrocknet und sie in ihr stilles Grab gelegt. Das letzte Stück ihres Lebens gehörte der Schwester allein, nur sie wußte, was Veronika's Herz beim Scheiden bewegt und gewünscht, was ihr Mund noch geredet hatte.

Deshalb klopfte Richards Herz so bang; im

Besitze solcher Schätze durfte sie seinem dürstenden Herzen nicht den Trost entziehen, von Veronika zu reden und den verzeihenden Liebesgruß zu wiederholen, der ihr anvertraut war.

Er irrte suchend durch die weiten, verschlungenen Wege des Parks — da endlich, unter der mächtigen Baumgruppe in der Nähe eines klaren Weihers, sah er eine Dame sitzen, welche in den schwarzen Gewändern erst dann etwas von dem dunklen Hintergrunde sich abhob, als Richard schon ziemlich nahe war.

Er ging von dem knisternden Kieswege auf den Rasen, damit kein Geräusch sie aufmerksam mache und verscheuche, bevor er selbst Zeit gewonnen und sich gesammelt hatte.

Ihr Gesicht war niedergebeugt und von einem Strohhut beschattet; sie saß fast regungslos, denn sie las. Mit klopfendem Herzen kam er langsam näher, sehr langsam, es war etwas in seinem Blute, was seinen Schritt lähmte und sein Auge umflorte. Plötzlich nahm sie den Hut ab und legte ihn neben sich, mit einer ihm so wohlbekannten Bewegung strich sie das reiche braune Haar zurück und dann — dann begegneten sich ihre

Augen und wurzelten in einander, fest, mit magischer Gewalt.

Das Entzücken ist das mächtigste Gefühl der Menschenbrust; nach einem Augenblick sprengte es den erstarrenden Schrecken, der Richards Sinne gefangen hielt.

„Veronika!“ schrie er, auf sie zustürzend, „Veronika, Du lebst!“

Er lag zu ihren Füßen und hielt sie fest, er bedeckte ihre Hände mit Küssen, sie hatte längst an seiner Brust geruht, ehe ihre erbleichenden Lippen ein einziges Wort fanden. Aber als sie endlich sich besann, als es sich einstellte, das Wort, nach dem sie suchte und rang in zitternder Hast, da zerstörte es den wonnigen Traum.

„Zurück, o zurück!“ rief sie bang und machte sich frei, „die furchtbare, die trügerische Aehnlichkeit verblendet Dich; ich bin es ja — Eva, nicht Veronika!“

Und als ob in dieser einen Bewegung und den wenigen Worten auch ihre ganze Kraft erschöpft sei, sank sie wieder auf die Bank zurück und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen.

„Du lügst“, schrie er außer sich, „Gott kann

nicht spielen wollen mit solchem Glück und solchem Schmerz, er kann soviel Sehnsucht nicht äffen durch ein Irrlicht. Es ist ja meine Liebe, die Dich mit Namen ruft — die Liebe läßt sich nicht täuschen!“ Er zog ihr gewaltsam die Hände herab von dem todesbleichen Gesicht. „Veronika, Veronika“, rief er, „wie konntest Du es thun, wie konntest Du mir sterben wollen!“

„Du irrst“, sagte sie erschüttert, „es ist Eva, die vor Dir steht, Veronika ist Dir verloren!“

Langsam ließ er ihre Hände sinken und wieder verhüllte sie ihr Antlitz vor dem flammenden Blick, der sich bis tief in ihr Innerstes senkte. „Verloren“, sagte er tonlos, „ja verloren! Ich sehe nur ihr liebes Angesicht, aber ich finde die Seele nicht, die mein war!“

Sie machte eine Bewegung, zu entfliehen, allein er hielt sie zurück. „Ich streite nicht mit Dir um die Gestalt, die einst in meinen Armen geruht hat — sei den Menschen, was Du ihnen scheinst. Aber das Herz, was mein war, lasse ich nicht, ich will wissen, wo ich es wiederfinde.“

„Nicht hier, nicht auf dieser Welt“, sagte sie fest. „Veronika's Herz ist bei ihrem Kinde, an

das Du sie gewiesen hast, als Du sie verstießest, um dessentwillen Du ihr geboteſt, zu leben und zu leiden, um dessentwillen Du ihr den Namen Deiner Gattin ließest. Als der Knabe von der Erde schied, zog ihr Herz ihm nach, bei ihm ist Veronika; und Eva, an die Niemand Anspruch hat, die Keinem gehört, blieb zurück."

Er wollte ihre Hände erfassen, aber sie riß sich los und entfloh über den weiten Rasenplatz dem Hause zu.

Lange stand er regungslos auf der Stelle, wo sie gesessen hatte, und sah ihr nach; seine aufgeregte Phantasie und dazu ihre unklaren Worte verwirrten ihn vollends. Sprach daraus nicht doch eine fixe Idee, war sie ihm nicht verloren in anderer Weise?

Nach einer Stunde etwa suchte Lady Constanze ihn auf; sie erschrak über sein furchtbar verändertes Aussehen und es währte lange, bis sie ihn begriff, ja sie war Anfangs geneigt, die Behauptung, daß er Veronika begegnet sei, für ein Trugbild seiner Sehnsucht zu halten. Aber er wies ihre Zweifel so entschieden, fast zürnend zurück, daß sie dann selbst anfing, Gründe und Möglichkeiten für seine Aus-

sagen zu suchen. Eva's Verschlossenheit, ihre Abwehr gegen jede Kunde aus der Heimath legte doch Zeugniß dafür ab, wie wenig sie selbst ihrer künstlich behaupteten Standhaftigkeit traute, die Scheu, Richard zu begegnen, wurzelte wahrscheinlich allein in der Furcht, von ihm erkannt zu werden, und wenn sie lieber jede Unbill ertrug, als vor seinem Argwohn mit neuer Schande belastet zu erscheinen, so war das ein unzweifelhaftes Bekenntniß, wie sehr sie ihn noch liebte. Selbst das, was Richard verwirrte, Veronika's Idee, daß ihr Kind todt sei, erschien Constanze nicht so unbegreiflich, wenn sie sich erinnerte, mit welcher Energie und welchem Erfolge die unglückliche Frau jede Nachricht aus Deutschland abgewehrt, wie sie sich losgerissen hatte von allen Menschen, mit denen sie einst Berührungen gehabt, wie sie in der That lebendig gestorben war. Offenbar hatte sie nach der Nachricht, daß ihr Kind todt sei, gewünscht zu sterben, um ihren Mann von einer verachteten Gattin zu befreien, und hatte das ohne ein Verbrechen zu erreichen geglaubt, wenn sie Eva's Namen annahm. Er hatte zu klar und fest ausgesprochen, daß nur das Kind sie mit

einander vereine; als Veronika durch den Tod desselben sich losgelöst gefunden, konnte sie von Richards unbeugsamem Sinn nicht hoffen, daß er sich ihr aufs Neue zuwandte. Nur wenn sie so aus der Welt verschwand, wie sie es versucht hatte, blieb seinem Stolze eine öffentliche Scheidung und alle die grausamen Erörterungen erspart, durch welche seine Ehre sich verletzt fühlte und ihr eigner Muth auf so harte Proben gestellt wurde.

So ergab sich eine Folgerung aus der andern, und sobald Constanze es für ausgemacht hielt, daß Veronika lebe, glaubte sie auch an die Dauer ihrer Liebe; sie behauptete immer, es müsse noch einen Namen geben, auf den diese einsame und irrende Seele höre, der sie zurück locke in den Kreis ihres Glückes, in ihre eigene Welt.

Als Lord Edward ihr auf ihren Wunsch am Mittag einen Wagen gab und sie so heiter und glückselig lächelnd mit Richard Roßdall einstieg, um nach Dorset zu fahren, hielt Lord Edward sie zurück.

„Constanze", fragte er unruhig, „ums Himmels willen, was haben Sie vor?"

Sie lachte und gab den Druck seiner Hand

leise zurück. „Etwas Gescheutes, Lord Edward, Sie haben freilich einst gesagt, ich würde erst liebenswerth sein, wenn ich fähig sei, einen dummen Streich zu machen, aber es scheint, ich komme nie dazu.“

Er glaubte, ihren Spott zu verstehen, und kehrte verstimmt ins Haus zurück. Der Tag verging in bleierner Langsamkeit; Miß Sarah hatte Kopfweh, Eva erschien nicht zu Tisch — als Lord Edward allein im Speisesaale saß, fühlte er recht, wie Constanzens liebes Gesicht ihm fehle.

Und Eva? Für sie hatte die Zeit keinen fühlbar gemessenen Gang, ihr zogen die Stunden unbewußt dahin, alle erfüllt von einem einzigen Bilde, an dem jede ihrer Empfindungen hängen blieb. Noch stand in ihrer Seele der Eindruck des Morgens in aller Kraft, noch zuckte ihr Herz unter dem Laute jener tiefen, bebenden Stimme, die vergeblich in ihr Grab rief, um sie zu erwecken. „Veronika!“ hatte er gerufen, „Veronika!“ — und sie erwachte nicht. Der Ton der Liebe war es, der gerufen hatte — gab es denn süßern Namen und süßern Klang? Immer hallte die Stimme fort, sie übertönte das Rauschen des

Abendwindes, der in den Bäumen flüsterte und das ferne Läuten der Glocke, welche zu ihr herüber-tönte und zur Ruhe·mahnte und zum Gebet.

Sie fand keine Ruhe und konnte nicht beten, sie hörte immer und immer den einen Ruf, den sie nicht hören durfte, der Blick, mit dem sie in die verglühende Pracht des Abends starrte, empfand die Herrlichkeit nicht, sie hatte es auch nicht gehört, daß die Thür leise — wie leise — sich öffnete und ein Kind hineingeschoben wurde, das nun etwas befangen im Zimmer umherblickte und auf die regungslos am Fenster stehende Frau sah, deren Gesicht ihm abgewendet war.

Plötzlich indeß schien der Knabe Muth zu fassen. „Mama“, rief er mit klarer Stimme, „meine liebe Mama!“

Wie vom Blitz getroffen, wandte sie sich um und starrte eine Secunde auf das Kind, das allein mitten in dem glanzdurchströmten Raume stand.

„Felix“, schrie sie, „mein Kind! mein Kind!“ Ihre Schritte gelangten nicht bis zu ihm, ehe noch ihre Arme ihn umschlangen, sank sie auf dem Teppich vor ihm nieder.

Ihr Fall und die plötzliche Stille bewirkten,

daß rasch die Thür aufgestoßen wurde. Lady Constanze und Richard kamen herbei und hoben sie auf.

„Sie stirbt, sie ist todt!“ rief er mit verzweifelndem Ton.

Aber Constanze beruhigte ihn. „Sie ist ins Leben zurückgekehrt, sie hat sich zu ihrem Kinde bekannt, das Kind hält sie fest.“

Dennoch dauerte es eine geraume Zeit, ehe sie zum Bewußtsein zurückkam, ihre stählerne Natur, die so lange und muthig dem Unglück widerstanden hatte, erlag dem Glück. Sie erwachte mit der vollen Erinnerung dessen, was sich zugetragen hatte. „Mein Kind“, rief sie, „gebt mir mein Kind!“

„Und Dein Mann?“ fragte Richard mit bebender Stimme, „willst Du das Kind denn ohne den Vater?“

„Nein, nein“, schluchzte sie, „o, Richard, verzeihe mir. In jenem Leben, so sagte ich mir immer, da wird er vergeben und mir seine Arme wieder öffnen. Aber nun habe ich im Grabe gelegen, so lange, so lange — ich lebe zum zweiten Mal, Gott heißt mich ja auferstehn durch

mein liebes Kind, das mich mit so süßem Namen rief!"

„Meine Veronika!" flüsterte Richard leise, „meine Geliebte, mein theures Weib, sage mir, daß Du sie noch kennst, die Namen, mit denen ich Dich rufe, in dem neuen Leben, was auch für mich angebrochen ist."

Sie strich, keines Wortes mächtig, mit der Hand über sein Haar, durch welches der Kummer hier und da Silberstreifen gezogen hatte.

„Wir werden uns nicht mehr verlieren, Veronika", fuhr er fort, „Du bist nicht umsonst für mich gestorben."

Als der kleine Felix endlich zur Ruhe gebracht war und die beiden Gatten allein blieben in Veronika's Zimmer, erinnerte sich Lady Constanze endlich Lord Edward's, und suchte ihn im Speisesaale auf, um ihm die näheren Umstände der seltsamen Begebenheit mitzutheilen.

„Sie sind eine kluge, resolute Frau", sagte er, zärtlich in Constanzens glühendes Gesicht schauend, als sie ihm den Ausgang mitgetheilt hatte. „Hätten Sie die vermeintliche Madame Duferrier nicht so rasch hierher befördert und

heute nicht mit gewaltthätiger Ueberraschung ihren Widerstand besiegt, wer weiß, wie lange sie dem reumüthigen Gatten noch entschlüpft wäre — wahrscheinlich für immer."

Sie zuckte die Achseln. „Ich werde Ihre Bewunderung nicht los, Lord Edward, ich glaube, ich habe kein Geschick, einen dummen Streich zu machen."

„Soll ich Ihnen behülflich sein?" rief er, und umfaßte sie. „Heirathen Sie mich, Constanze."

Sie wurde roth und lachte, aber sie legte ohne Zaudern ihre Hand in die seinige und als er, das Mahl unterbrechend, sie in stürmischer Freude mit sich fortzog in Miß Sarahs Zimmer, da rief die junge Frau freudig: „O, meine theure Sarah, ich bin unaussprechlich glücklich, Lord Edward hat mich erst gelehrt, zu lieben und zu leben."

Weder Baron Langenbühl, noch Doctor Brendal wurden von Richard zu einer andern Verantwortung gezogen, als daß er ihnen schriftlich anheimgab, sich über die Auszahlung der der

Wittwe des Capitains Moore bestimmten Summe zu verständigen, wenn sie sich nicht einer Anklage auf Unterschlagung und complottmäßiger Beraubung der Freiheit aussetzen wollten. In welcher Weise die Herren sich geeinigt hatten, blieb unaufgeklärt, Thatsache war, daß Mrs. Moore nach eingezogener Erkundigung die Summe ausgezahlt war.

In der Welt war es nicht so leicht, Veronika so ohne Weiteres den Platz und den Namen zurückzugeben, den sie in unüberlegtem Schmerze fortgeworfen hatte; als sie glaubte, ihrem Gatten ein Opfer bringen zu müssen, indem sie aus seinem Wege trat, wußte sie nicht, daß sie damit das Gesetz verletzte, daß der gewaltige Scheidespruch, den sie eigenmächtig erwählte, in seinem furchtbaren Ernste trennender noch war, als Menschenwort.

Niemand außer der Familie Bentworth erfuhr den wahren Zusammenhang der Thatsachen, als Herr Schneidler mit seiner Gattin und die alte Regine; Richard kehrte, um trotz der wunderbaren Aehnlichkeit, welche die beiden Schwestern gehabt hatten, keinen Zweifel zu erwecken, nicht

nach Deutschland zurück. Als die beiden Gatten sich einander aufs Neue gelobten, in innigerem Einverständnisse denn je, da war es wohl gerechtfertigt, daß sie ihre Gelübde aufs Neue vor Gott ablegten, der ihnen gezeigt hatte, daß Trotz und Härte des Menschenherzens nicht Gewalt haben über das göttliche Gefühl, was er hineingelegt, daß, was Gott zusammenführt, der Mensch nicht scheiden kann.

Veronika wurde in der kleinen Kapelle von Bentworth Hall auf den Namen, den sie angenommen hatte, zum zweiten Male ihrem Manne angetraut: dieselbe und doch eine Andere.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr	Voraus=	7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr	bezahlung	4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr	Voraus=	9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr	bezahlung	5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29. Kaufingerstraße 29.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dannenberg, Georg

Zweimal vermählt Roman von Golo Raimund

Bd.: 3

Hannover 1868
P.o.germ. 1944 e-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127736-2